

Daphne Unruh

Himmels tiefe

 **Loewe**

Unverkäufliche
Leseprobe

**Weitere Bände der *Zauber der Elemente*-Reihe
bei Loewe:**

Band 1: Himmelstiefe

Band 2: Schattenmelodie

Band 3: Seerosennacht

Band 4: Blütendämmerung



ISBN 978-3-7855-8565-8

1. Auflage 2016

erschienen unter dem Originaltitel *Himmelstiefe*, © 2014 by LAGO,
ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH, München, Germany.

www.lago-verlag.de. All rights reserved.

© für diese Ausgabe: Loewe Verlag GmbH, Bindlach 2016

Lektorat: Karla Schmidt und Michael Wehran

Umschlaggestaltung: Sebastian Runow

Coverbild: Freepik.com

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

Daphne Unruh

Zauber der Elemente
Himmels
tiefe



Prolog

Wie ein Pfeil schieße ich dicht unter der Wasseroberfläche dahin. Das Wasser ist eine glitzernde Decke, die sich über mir ausbreitet. Ich sehe die Strahlen der Sonne wie aus einer anderen Welt. Ich fühle mich wunderbar. Ich bin so leicht. Ich bin frei. Im Augenwinkel nehme ich einen Schatten wahr, der sich lautlos auf mich zubewegt – ein wendiger Schwimmer, groß und anmutig, mit meergrünen Augen.

Er schenkt mir ein bezauberndes Lächeln. Seine Seite schmiegt sich an meine. Ich spüre, wie mein Herz freudig erregt gegen meine Brust schlägt. Unsere Hände finden sich. Gemeinsam gleiten wir noch schneller dahin, lachen, trudeln umeinander und küssen uns. Ich weiß nicht, wie lange ich schon nicht mehr an der Oberfläche war. Habe ich jemals Lungen besessen? Ich bin verliebt in diesen Fremden, irrsinnig glücklich.

Plötzlich verdüstert sich das Wasser, als ob sich eine kleine Wolke vor die Sonne geschoben hat. Ich warte, dass sie vorüberzieht. Doch das Glitzern der Sonne kehrt nicht wieder. Stattdessen werden wir von einer mächtigen Strömung in die Tiefe gezogen. Ich kralle mich an seiner Hand fest. Aber es nützt nichts. Wir werden auseinandergerissen. Der letzte Eindruck ist das Entsetzen in seinen Augen. Dann verschwindet er in der Schwärze unter mir. Ich strecke hilflos die Arme aus. Mein Herz hämmert gegen meine Rippen, jetzt aus Furcht. Alles um mich herum verwandelt sich in diffuses, kaltes Grau. Das Wasser drückt auf meine Lungen wie Blei. Ich muss an die Oberfläche, muss atmen. Doch wo ist oben ...?



Teil 1

1. Kapitel

Hätte ich gewusst, was für ein Tag heute vor mir lag, wäre ich im Bett geblieben, auch wenn das auf längere Sicht nichts an meinem Schicksal geändert hätte.

Der Wecker klingelte. Ich schlug die Augen auf und blinzelte in das Morgenlicht. Ich hatte die Jalousien nicht heruntergezogen, um besser aufzuwachen. Der erste Schultag nach den Sommerferien war mühselig. Ich hatte vergessen, wie die Welt früh um sieben aussah. Immer war die Luft kühler als all die Wochen davor. Immer zog gerade ein Schwarm Vögel über den rosa verfärbten Himmel. Immer klangen ihre Schreie nach Arbeit und Ernst des Lebens. Allerdings, diesmal würde es der letzte erste Schultag nach den Sommerferien sein. Ich war in der zwölften Klasse. Ein Ende abzusehen. Der Gedanke gab mir die nötige Energie, die Bettdecke zurückzuschlagen und aufzustehen.

Ich zog mir meine schwarze Jeans und mein schwarzes Kapuzenshirt über, ging in mein Bad und rieb mir etwas Wasser ins Gesicht, schenkte mir ein Zahnputzglas davon ein und setzte mich auf meinen Balkon. Ich schaute hinüber zum alten Wasserturm. Mein Zimmer überragte ihn noch. Mir war es peinlich, in der größten Protzwohnung am Platz zu wohnen. Gleichzeitig war ich froh, hier oben meine Ruhe zu haben, selbst vor meinen Eltern, die die untere Etage bewohnten. Bestimmt saßen sie längst am Frühstückstisch und warteten auf mich. Meine Mutter, Delia, würde versuchen, mich für das Abschlussjahr zu ermuntern. Wahrscheinlich war ihr nicht klar, dass sie als jemand ohne Abitur, der den Tag mit Shoppingtouren oder Friseurterminen verbrachte, keinen überzeugenden Trost spenden

konnte. Und mein Vater Gregor suchte garantiert in der Zeitung nach Nachrichten über sein Unternehmen H2Optimal als Mitglied der Berlinwasser Gruppe. Wenn alles gut ging, würde sein revolutionäres Hightech-Wasseraufbereitungsverfahren nicht nur die Kläranlagen in Berlin, Deutschland oder Europa revolutionieren, sondern ihn bald zu den Multimilliardären des Planeten gehören lassen. Das war sein Ziel. Er kannte kein anderes Thema. H2Optimal stand kurz davor, mit der ersten neuen Kläranlage im Norden Berlins an den Start zu gehen. Wenn alles lief wie erwartet, würden sie eine Villa am Wannsee kaufen und der größte Traum meiner Mutter in Erfüllung gehen.

Ich hoffte, dass ich vorher meine letzten 250 Schultage hinter mich bringen könnte, um mich an meinem achtzehnten Geburtstag, also am 1. Juli, auf und davon zu machen. Ich hatte ein paar Tage London mit meiner Freundin Luisa geplant. Meine Eltern ahnten nicht, dass ich danach nicht nach Hause kommen würde, um eine Au-pair-Stelle bei reichen Leuten in Amerika (der Wunsch meiner Mutter) oder ein Jurastudium anzutreten (der Plan meines Vaters). Ich würde von Heathrow weiterreisen, vielleicht nach Asien Delfine retten, nach Indien Tee anbauen oder nach Afrika und in die Entwicklungshilfe gehen. Ich wusste es noch nicht so genau. Nur, dass ich weg sein würde. Weit weg. Und etwas Sinnvolles tun würde, statt Dinge zu lernen, die man im Leben nie wieder brauchte, und seine Tage mit Leuten zu verbringen, von denen man mindestens neunzig Prozent nicht mal kennen wollte. Ich würde nicht im Hosenanzug durch gestylte Büros stöckeln, sondern würde die Sprache der Eingeborenen studieren und den Ort in der Welt finden, wo ich hingehörte. Davon träumte ich und diese Tagträume hielten mich aufrecht.

Von der Straße drangen die aufgeregten Stimmen kleiner Kinder herauf, die mit ihren Schulranzen bereits die Bürgersteige bevölkerten. Ich nahm ein paar Schluck Wasser und spürte, wie Übelkeit in mir aufstieg. Ich sah die Gesichter meines Jahrgangs vor mir und presste

die Lippen zusammen. Am liebsten wollte ich sofort abheben und mit den Vögeln eine Runde am Himmel drehen. Zwischen dem heutigen Tag und dem Beginn meines Lebens lagen jedoch diese 250 Tage. Immerhin, es gab Luisa, die ich den ganzen Sommer nicht gesehen hatte. Das tröstete mich ein wenig. Ich tat einen langen Seufzer, als würde mir jemand mitleidig zuhören, und schaute auf die Uhr. Kurz vor acht, spät genug, um sich nicht mehr zu Delia und Gregor setzen zu müssen. Ich nahm meine Tasche und ging die Treppe hinunter.

Durch die lange Glasfront, die den Treppenbereich von der amerikanischen Küche abtrennte, sah ich meine Eltern vor dem Panoramafenster sitzen. Sie waren wie ein Bild aus einer Hochglanzzeitschrift. Delia, das alternde, aber immer noch sehr gut aussehende Exmodel, und Gregor, der erfolgreiche Unternehmer im makellosen weißen Hemd, beide eine teure Designertasse in der Hand. Wie so oft staunte ich, dass ich von ihrer Attraktivität und Ausstrahlung überhaupt nichts abbekommen hatte. Jetzt kam ich mir tatsächlich wie ein Vogel vor, nur nicht am Himmel, sondern verirrt in einem Treppenhaus, der durch eine Glasscheibe auf ein fremdes und unverständliches Leben starrte. Die Vorstellung erzeugte einen dumpfen Schmerz und Leere in mir. Das war mein Zuhause, das waren meine Eltern, die es mir an nichts fehlen ließen, das war mein Leben, nur ich war nicht richtig da.

»Morgen, Kira, Liebes!«, rief Delia, als sie mich sah. »Soll ich dir dein Croissant noch mal aufbacken?«

»Danke, nein, ich bin spät dran.«

Mein Vater warf mir einen kurzen stechenden Blick zu, der mich einmal vom Scheitel bis zur Sohle scannte, verzog keine Miene und vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Er mochte meinen Aufzug nicht, ausgewaschene Klamotten und im Haar nur ein Einweckgummi. So trat die Tochter eines Konzernchefs nicht öffentlich in Erscheinung. Und er hasste Trägheit und Unpünktlichkeit. Ein Tag begann mit zehn Kniebeugen und einem ordentlichen Frühstück. Erfolg war

nicht einfach Glück, man brauchte dafür Fitness, Energie und Selbstdisziplin. Seine Signale waren immer klar und deutlich. Machte man etwas richtig oder brachte Leistung, war er aufmerksam und zugewandt. Benahm man sich in seinen Augen falsch oder ließ sich gehen, wurde man nicht beachtet. Ich schlüpfte in meine schnürsenkelfreien Chucks und ließ die Tür hinter mir ins Schloss fallen.

Einige Minuten später erhob sich vor mir das graue und massive Schulgebäude, unverwüstlich und wie gebaut für die Ewigkeit. Ich schritt durch das große steinerne Tor. Der Schulhof war bereits verdächtig leer. Ich lungerte nicht gern eng gedrängt und tatenlos in Grüppchen zwischen kahlen Mauern herum, während die Siebtklässler um einen herumflitzten, als wären sie auf einem Spielplatz. Ins Klassenzimmer reinschneien, wenn alle schon saßen und einen anstarrten, war genauso blöd. Deshalb kam ich gern fünf bis drei Minuten vor Unterrichtsbeginn, während alle ihr Zeug für die Stunde aus ihren Rucksäcken zogen und auf den Platz vor sich schmissen oder sortierten. Ich zückte mein Handy, tatsächlich, Punkt acht. Heute war ich zu spät. Der Weg schien sich während der knapp sieben Ferienvochen verlängert zu haben. Ich nahm zwei Stufen auf einmal. Es war ein dummes Gefühl, sich zu beeilen, obwohl man das Ziel gar nicht erreichen wollte.

Die letzten Klassentüren auf den langen Fluren schlossen sich, auch die Tür zu meinem Raum. Ich rannte die letzten paar Meter und bekam die Klinke zu fassen, bevor sie einschnappte. Irgendjemand zog wie besessen an der anderen Seite. Er musste mich doch bemerken! Dann gab er plötzlich nach. Fast hätte ich mir jetzt das Türblatt gegen den Kopf gehauen. Mein Fuß war zum Glück weiter vorn und federte es ab. Ich trat ein, zischte »Idiot!« ... und blickte in das Gesicht eines Typen, den ich nicht kannte.

Mein Gehirn unternahm mehrere Operationen gleichzeitig. Doch, das war mein Raum. Alle, die da saßen, gehörten zu meiner Klassenstufe. Am Lehrertisch stand unsere Tutorin, Frau Zuleit. Ich war rich-

tig. Alles war korrekt. Aber vor mir dieser Fremde, groß aufragend, blonde Haare, braun gebrannt, lächelnd, beschämend gut aussehend, grüne Augen, die mich mit einem Zauberbann zu belegen schienen. Ich konnte mich nicht von der Stelle rühren und starrte ihn an.

»Hi«, sagte er. Endlich entschied sich mein Blut, weiter durch meine Adern zu fließen. Trotzdem, die Stimmbänder blieben gelähmt. Ohne seinen Gruß zu erwidern, versuchte ich, die volle Kontrolle über die Motorik meiner Beine wiederzuerlangen, drückte mich an ihm vorbei und stolperte so weit weg wie möglich, in die letzte Reihe. Aber da war kein Platz mehr frei. Von Ferne hörte ich Frau Zuleits Stimme lauter werden: »... zu spät kommen würde ich im Abschlussjahr also nicht empfehlen.« Den Anfang hatte ich verpasst. Mein Gehör war wohl vorübergehend ausgefallen.

Am Rand meines Blickfeldes bewegte sich etwas. Endlich entdeckte ich Luisa. Sie winkte aus einer mittleren Bank am Fenster. Sie hatte einen Platz neben sich freigehalten. Was für ein Glück. Ich machte kehrt und ließ mich auf den Stuhl fallen. Schweiß stand mir auf der Stirn. Ich wischte ihn beiläufig mit dem Ärmel ab und kramte in meiner Tasche. Meine Hand zitterte. Ganz ruhig, Kira, verhalte dich normal! Ich ließ meine Tasche in Ruhe und versuchte, Luisa anzulächeln. »Hallo, wie geht's ... danke für den Platz.« Luisa sah mich misstrauisch an: »Alles in Ordnung mit dir?«

»Äh, ja, mir war irgendwie nur kurz schwindlig, glaub ich ...«

Vorne stellte sich der Typ vor. Er hieß Tim und würde das Abi an unserer Schule machen. Er war Halbtaliener. Sein Vater hatte wegen seines Jobs von Regensburg nach Berlin gewechselt. Ich tat so, als würde ich nach vorne schauen, sah aber an ihm vorbei, aus Angst noch mal von seinem hypnotisierenden Blick eingefangen zu werden. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich, wie die Tussenfraktion, bestehend aus Katja, Isabell und Charleen, kicherte. Bestimmt hatten sie schon Wetten aufgestellt, wer den Neuen abgreifen würde. Ich spürte etwas Warmes auf meiner linken Hand und zuckte erschrocken zu-

rück, sodass meine Tasche geräuschvoll zu Boden ging. Es war nur Luisa. Sie griff nach meinen Handgelenken, weil meine Hände immer noch zitterten, als hätte ich ein offenes Stromkabel angefasst.

»Die sind ja eiskalt.« Das stimmte. Meine Wangen dagegen glühten. Auf meiner Stirn hatten sich erneut kleine Schweißperlen gebildet.

»Kira, ich glaub, du bist krank ...« Ich konnte nur nicken. Inzwischen lag alle Aufmerksamkeit auf uns. Frau Zuleit, die erst meckern wollte, weil wir Tims Auftritt boykottierten, stand vor mir und begriff, dass ich nicht in Ordnung war.

»Ich bring sie ins Lehrerzimmer«, sagte Luisa, erhob sich, zwängte sich an meinem Stuhl vorbei und nahm mich am Arm. Ich wehrte mich. Ich wollte nicht noch einmal in Tims Nähe. Doch Luisa zog mich energisch aus dem Raum. Tim stand etwas verloren vor der Tafel, als wir uns an ihm vorbeidrängten. In dem Moment rutschte Luisa meine Tasche, die sie für mich trug, von der Schulter. Tim fing sie auf: »Lass nur, ich bring sie hinterher.« Unbeherrscht riss ich sie ihm aus der Hand, als wollte er sie klauen.

»Nein!«, schrie ich, presste die Tasche an mich und zog jetzt Luisa aus der Tür. Ich warf sie hinter mir zu und lehnte mich dagegen, als würde uns ein Ungeheuer verfolgen. »Kira!«, rief Luisa, hielt mich an den Armen fest und versuchte, meinen Blick zu finden. Ich sah sie an und fühlte mich furchtbar schwach ...

»Mir geht's nicht gut ...«, hauchte ich. Luisa nickte und legte mir ihren Arm um die Schulter. Auf Luisa gestützt, kam ich im Lehrerzimmer an und wurde auf die Liege im Krankenzimmer verfrachtet. Irgendeine Studentin steckte mir ein Fieberthermometer unter den Arm. Ich beruhigte mich langsam. Meine Temperatur war auf knapp 38, das war nicht so dramatisch. Ich hatte das Gefühl, ziemlich schnell wieder abzukühlen. »Mir geht's besser.«

»Wirklich?«, fragte die Studentin.

»Ja.«

»Schaffst du es allein zum Arzt?«

»Ich denke schon.«

Luisa beobachtete mich. »Soll ich dich bringen?«

»Wenn du keine Lust auf Schule hast ...?!« Ich versuchte ein Lächeln.

Luisa brachte mich bis zum Hoftor. Die frische Luft tat gut. Das Glühen in meinem Gesicht war verschwunden. Ich würde allein zurechtkommen, Luisa konnte wieder zurückgehen und den neuen Stundenplan einsammeln. »Komischer Fieberanfall«, überlegte ich. Luisa ließ ihre typische Grübelfalte auf der Stirn sehen, die sie immer bekam, wenn sie anfang, irgendwelche Theorien zu bilden.

»Sag mal, kennst du den Neuen irgendwoher?«, fragte sie.

»Den Neuen? Wieso ... nee. Wieso sollte ich den kennen?«

»Kam mir so vor, als würde dein Anfall mit ihm zusammenhängen.«

»Quatsch!« Ich verdrehte die Augen. Luisa spielte schon wieder Psychodoktor. Sie wollte unbedingt Psychologie studieren.

»Ich mein ja nur, kann was total Unbewusstes sein ... Vielleicht erinnert er dich an jemanden?«

Im Klassenzimmer war ich mir sicher gewesen, dass Tim schuld an meiner Übelkeit war. Aber mit Abstand und an der frischen Luft erschien mir das jetzt blödsinnig. Wahrscheinlich hatte ich mich nur total erschrocken wegen des Rucks mit der Tür und gleichzeitig hatte ein Virus in mir die Oberhand gewonnen. Mir war schon nach dem Glas Wasser heute früh übel gewesen. Dieser Tim konnte also gar nichts dafür. Wie sollte ein nichtssagender Sonnyboy und dummer Schönling das auch können? Hätte da Robbie Williams gestanden, wär's was anderes gewesen. Ich sah Luisa mit einem bedeutungsschweren Gesichtsausdruck an.

»Ja, er erinnert mich an jemanden ...« Ich ließ eine kleine Pause. Luisa sah mich erwartungsvoll an. Dann sagte ich: »... an Barbie-Ken!«

Sie gab ein enttäuschtes Prusten von sich. Für einen Moment hatte sie gehofft, auf einer heißen Spur zu sein, aber ich kam nur wieder mit Albernheiten.

»Okay, dann geh mal zum Arzt. Ich hoffe, du bist gegen einen Schulmediziner nicht genauso resistent«, stichelte sie. Ich war definitiv ihr schwierigster Fall.

»Ich streng mich an.«

»Tust du nicht«, gab sie zurück. Ich umarmte Luisa kurz. Sie wünschte mir gute Besserung und ich machte mich auf den Weg.

Es war ein sonniger Tag. Mit jedem Schritt fühlte ich mich besser. Meine Hände wurden wieder warm, meine Stirn kühl und trocken. Trotzdem machte ich mir Sorgen. So begann keine Grippe und so schnell war auch keine Grippe vorüber. Tim ging mir nicht aus dem Kopf. Die Augen ... Hing doch alles mit ihm zusammen? Aber was konnte es sein? Dann kam mir eine Idee: Vielleicht war er auf Koks und ich hatte es gemerkt. Solche Leute konnten eine verwirrende Ausstrahlung haben.

Ich kam vor unserer Haustür an und zögerte. Würde ich hochgehen, würde Delia sofort unseren Hausarzt Dr. Pötsch anrufen und mich aufs Sofa zwingen. Ich fühlte mich aber wieder gesund. Ich würde als Simulantin dastehen. Vielleicht sollte ich einfach zurück in die Schule gehen? Aber wie sah das aus? Ich gestand mir ein, Angst davor zu haben, erneut vor Tim zu stehen und dann plötzlich wieder Fieber zu bekommen. Eine irrationale Angst, aber sie beherrschte mich. Ich beschloss, an der frischen Luft zu bleiben und bis zur Erschöpfung durch die Stadt zu spazieren. So wie ich es immer tat, wenn ich mich innerlich von etwas befreien musste.

Ich lief eine Weile ziellos durch die Straßen. Links und rechts sanierte Altbauten, eine Kneipe neben der anderen. Ich kam am »Al Hamra« vorbei und sofort fiel mir meine Chatfreundin Atropa ein. Mit Atropa chatten wäre jetzt genau das Richtige.

Das »Al Hamra« war eine Kneipe, die auch bei hellstem Tageslicht schummrig blieb und mit einigen Kerzenstummeln auf den alten

Holztischen und drei bis vier blau flackernden Bildschirmen ein wenig wirkte, als wäre sie der Vorraum zu einer anderen Welt. Hier flüchtete ich öfter hin, wenn Delia fand, ich würde zu viel vorm Computer hocken, und sie mir meinen Laptop bis zum nächsten Tag abnahm. Sie hielt nichts davon, dass ich stundenlang mit einer Person chattete, die ich noch nie im Leben gesehen hatte und von der ich noch nicht mal wusste, wie alt sie war und wo sie wohnte. Das hatte man davon, wenn man Delia aus Versehen etwas aus seinem Leben erzählte.

»Im Gegensatz zu dir kann ich mit ihr dafür über alles reden«, hatte ich Delia einmal wütend entgegengeschleudert, als Atropa und ich uns gerade über ein spannendes Thema austauschten und Delia dazwischenfunktete. Da war sie verstummt und mir tat es leid. Trotzdem stimmte es. Ich verstand nichts von Delias Welt und sie nichts von meiner. Ich war nicht hübsch, so wie Delia, also musste mein Leben einen anderen Inhalt erhalten. Wir redeten seitdem nicht mehr darüber, was ich am Computer tat. Sie nahm ihn mir einfach nur hin und wieder weg, wenn ich mich zu wenig in unserer überdimensionierten Küche mit Wohnlandschaft blicken ließ.

Ich ließ mir eine Apfelschorle bringen und loggte mich ein. Der Besitzer der Kneipe stellte nie komische Fragen oder machte blöde Sprüche von wegen, ob die Schule schon aus sei oder so was. Er verstand, dass jeder sein Leben alleine leben musste. Er war in Ordnung.

Atropa war »on«. Sie war so gut wie immer »on«. Wie machte sie das bloß? Ich nahm an, dass sie etwas älter war als ich und einen Job am PC hatte oder sie arbeitete von zu Hause aus und ließ das Ding immer laufen. Jedenfalls musste sie über achtzehn sein, denn ihr stellte nie einer den Hahn ab. Manchmal wirkte sie sogar wie 40, weil sie so alte 80er-Jahre-Sprache benutzte, aber vielleicht war sie auch nur »retro«. Über so was redeten wir jedenfalls nicht.

Atropa: kira! so früh schon on?!

Kira: mir ist was abartiges passiert ...

Atropa: schieß los ...

Ich erzählte Atropa, was sich ereignet hatte, bis ins Detail. Sie wollte alles genau wissen. Mit Atropa konnte ich mich wunderbar über irrationale Dinge auslassen, anders als mit Luisa. Luisa war immer so analytisch. Sie war sich zum Beispiel sicher, dass jemand, der sich Atropa nannte, Drogen nahm. Denn wie sollte er sonst auf so einen Namen kommen? Ich glaubte das nicht. Atropa hatte ziemlich viel Fantasie, das stimmte, aber was sie schrieb, klang trotzdem immer nach klarem Verstand. Darauf war Luisa wahrscheinlich eifersüchtig. Atropa klang nie nach Freud, fällt nicht so schnell Urteile, gab keine Diagnosen raus wie Luisa. Außer diesmal und das verwirrte mich.

Atropa: du bist verknallt

Kira: na toll, von dir hab ich eigentlich eine komplexere antwort erwartet

Atropa: die thematik ist komplex genug, warte mal ab! aber das ist auch nicht alles

Kira: was noch?

Atropa: ha, okay ... du hast das mit dem verknalltsein schon mal nicht abgestritten ...

Kira: ich verknall mich nicht in barbie-kens!

Atropa: schmoll :)

Kira: du bist blöd ...

Atropa: du musst das beobachten ...

Kira: was

Atropa: das mit tim und wie du auf ihn reagierst

Kira: du denkst also doch, dass ich seinetwegen hochgekocht bin, ohne dass es was mit verknalltheit zu tun hat!

Atropa: na ja, der typ lässt dich definitiv nicht kalt. aber was es genau zu bedeuten hat ...

Kira: gruselig. ich muss den typen ab jetzt jeden tag sehen und kann nicht dauernd fieber davon bekommen!

Atropa: ruhig bleiben. erst mal beobachten, ob es überhaupt noch mal vorkommt

Kira: du klingst so, als wäre dir auch schon mal so was passiert ...

Atropa: ja ... so ähnlich ... erzähl ich dir später ... muss jetzt weg ... halt mich unbedingt auf dem laufenden!

Und schon war Atropa »off«. Das war immer so, wenn es spannend wurde. Atropa betrieb eine ziemliche Geheimniskrämerei um ihre Person, obwohl sie mir schon so viel aus der Nase gezogen hatte. Sie versprach mir, irgendwas »beim nächsten Mal« zu erzählen, aber ließ es dann ganz unter den Tisch fallen. Ich wusste kaum was über sie. Meist hörte sie mir zu. So gesehen war sie Luisa doch nicht so unähnlich. Sie verhielt sich wie eine Therapeutin. Viel mehr als Luisa, die zwar bis zum Erbrechen analysieren konnte, aber einem ihre Analysen nur so um die Ohren schlug. Atropa dagegen schien ihre Analysen für sich zu behalten. Vielleicht konnte ich genau deshalb so unbefangen mit ihr »reden«.

Ich legte das Geld fürs Surfen und die Apfelschorle auf den Tisch und machte mich auf den Heimweg. Die anderen hatten gerade Schluss. Delia würde also keinen Verdacht schöpfen. Ich war nicht gerade beruhigt, dass Atropa sicher war, mein Anfall würde definitiv im Zusammenhang mit Tim stehen. Insgeheim überlegte ich jetzt auch, ob das so was wie »Liebe auf den ersten Blick« sein konnte – was mich gleichzeitig krank machen MUSSTE, wenn ich mir den Typen dazu anschaute, bei dem mir das passiert war. Maus verliebt sich in Löwen, Mücke in Schmetterling, Fiat in Mercedes, lächerlich, verfehlt, peinlich. Aber die Theorie ergab den meisten Sinn. Liebe auf den ers-

ten Blick plus gleichzeitige Ablehnung der Person gleich Schwindel, Übelkeit und Fieber. Wenn ich das inzwischen so klar sah, würde morgen vielleicht der »zweite Blick« helfen. Ich schüttelte mich, als ich merkte, wie sehr ich bereits mit Luisas analytischem Denken operierte. Wahrscheinlich war ich genauso, auch wenn ich mich lustig darüber machte. Manchmal konnte es ja auch wirklich helfen.

Ich stahl mir ein paar Beruhigungstabletten aus Delias Tabletten-sammlung, beschloss, früh schlafen zu gehen und morgen wieder alles unter Kontrolle zu haben. Tim war ein völlig belangloser Typ, der mich nicht interessierte und auch nicht zu mir passte. Ich würde das Schuljahr einfach morgen noch mal neu beginnen, ganz normal und ohne Überraschungen.

2. Kapitel

In den ersten zwei Stunden hatten wir Sport, der Tag fing gut an. Luisa hatte den neuen Stundenplan per Mail geschickt. Sie hatte auch angerufen, aber ich schlief bereits tief und fest, obwohl es erst sieben Uhr abends gewesen war. Zum Glück hatte sie meiner Mutter gegenüber kein Wort verloren, dass man mich von der Schule nach Hause geschickt hatte. Luisa kannte mich zu gut. Sie ahnte, dass ich mich um den Arzt gedrückt hatte, und sie wusste, dass meine Eltern von mir nur das erfuhren, was unumgänglich war. Mein Vater wollte keinen Zugang zu meiner Welt, er wollte, dass ich ein Glangstern in seiner Welt wurde, und meine Mutter fand keinen.

Ich war früh losgegangen und eine der Ersten in der Turnhalle. Mein Sportzeug hatte ich bereits zu Hause angezogen. Ich mied die Umkleideräume, wann es ging. Irgendwie verleitete die dort herr-

schende besondere Intimität immer zu den überflüssigsten Gesprächen über Kondome, das erste Mal und was man gegen Cellulitis machen konnte. Allesamt Themen, die die Menschheit in keinster Weise weiterbrachten oder für Gruppengespräche taugten. Ich brachte nur meine Tasche nach oben, hängte sie an den ersten Haken neben der Tür, ging wieder nach unten in die Halle und setzte mich auf die Holzbank. Zuerst da zu sein, beruhigte mich. So konnte man alle und alles aus sicherer Beobachterposition auf sich zukommen lassen.

Nach und nach füllten sich die Bänke. Jeder, der die Halle betrat und nicht Tim war, verschaffte mir flüchtige Erleichterung. Luisa sah mich und erdrängelte sich noch einen Platz zwischen mir und einem Mädchen, das ich nur vom Sehen kannte.

»Ein Glück, dass dein Fieberanfall nichts Ernstes war. Wär ja auch blöd, jetzt zum Schulbeginn ...« Ich wusste nicht, was ich auf diese vernünftige Aussage antworten sollte, und nickte. Luisa fuhr fort: »Ich konnte dich noch nicht mal fragen, wie dein Sommer so war?!«

»Ruhig, wirklich ruhig«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Im Dom von Orvieto?«

Ich lächelte. Meine Eltern hatten in Umbrien ein großes Haus mit einem riesigen Stück Land voller Kakteen und Olivenbäume. Dort verbrachte ich die meiste Zeit im Sommer. In der Nähe war ein kleiner alter Ort namens Orvieto mit einem herrlichen Dom, dessen glitzernes und prächtiges Eingangsportal ein einmaliges Kunstwerk war. Hier konnte ich stundenlang in der angenehmen Kühle sitzen und lesen, während die Welt da draußen wieder in einen normalen Rhythmus zu finden schien. In der siebten Klasse war Luisa einmal mitgekommen. Danach kauften ihre Eltern eine kleine Laube an der Ostsee, in der Nähe von Luisas Großeltern und Cousinen. Seitdem fuhr ich allein. Mein Vater kam für ein paar Tage, Delia meist zwei oder drei Wochen, aber am schönsten war es, wenn ich und die Italienerin, die unten im Haus eine kleine Wohnung hatte und sich das Jahr über um alles kümmerte, das Haus für uns allein hatten.

Während ich mit Luisa weiter Belanglosigkeiten austauschte, sah ich im Augenwinkel, wie die angesagteste Jungs-Clique unseres Jahrgangs die Halle betrat. Vier große, gut aussehende Typen, um deren Gunst jeder buhlte. Sie waren die Besonderen, die Tollen, die Senkrechtstarter, von allen geachtet, allseits beliebt. Sie gehörten zu den Besten und sie waren auch noch okay. Ich hatte nichts gegen sie oder vielleicht war es auch anders: Sie hatten nichts »für mich«. Menschen aus einer anderen Welt, an die man nicht heranreichen konnte. Warum sie mir jetzt auffielen, war nur, weil sie Tim bei sich hatten und sich unterhielten, als würden sie sich schon ewig kennen. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass er vielleicht doch kein Blender war und sein schöner Kopf zu mehr taugte, als nur zum Mützentragen. Jedenfalls, da war er also wieder und sofort begann ich, meine Körperfunktionen zu beobachten. Ich sah ihn nur von der Seite und von hinten. Er trug ganz schlicht eine kurze schwarze Hose und ein schwarzes T-Shirt. Seine bis zu den Ohren reichenden blonden Haare hatte er mit einem Stirnband gebändigt. Er war braun und er hatte ein Grübchen, wenn er lachte. Ich plapperte weiter auf Luisa ein, beobachtete dabei Tim und registrierte mit Erleichterung, dass nichts geschah: keine Hitzewallungen, keine feuchte Stirn, keine Hände, die zitterten. Dann unterbrach mich Luisa: »Vielleicht solltest du ja doch mal zum Arzt gehen?!« Sie zog eine Augenbraue hoch.

»Wieso?«, fragte ich verwirrt und versuchte, mich auf sie zu konzentrieren.

»Du hast eben fünfmal hintereinander den gleichen Satz gesagt.«

»Wieso? Was denn?«

»*Es war ruhig, wirklich ruhig*«, äffte Luisa mich nach und schien sich prächtig zu amüsieren. Sie sah in die Richtung, in die ich die ganze Zeit an ihr vorbeigesehen hatte, und grinste. »Ich dachte es mir ...«

»Was?«

»... dass es keine Krankheit war und dich der Neue ziemlich beeindruckt ...« Sie hörte nicht mehr auf mit ihrem dämlichen Grinsen.

»Du spinnst ja.« Ich zeigte ihr einen Vogel und überlegte, wie ich ihre Anschuldigung mit einem machtvollen Spruch ein für alle Mal plattmachen konnte, aber da tauchte unser erbarmungsloser Sportlehrer Herr Falke auf. Er trieb uns lautstark aus der Halle, damit wir draußen auf dem Sportplatz drei große Aufwärmrunden à 800 Meter drehten. Gerade im letzten Jahr müssten wir sehen, dass wir in Form kämen, und er würde schon dafür sorgen, brüllte er und klatschte dazu in die Hände.

Luisa und ich ließen den anderen den Vortritt und trotteten zuletzt aus der Halle. Ich nahm meinen langen dünnen Zopf und knotete ihn mit dem Haargummi hoch, damit er mich beim Laufen nicht störte. Natürlich ließ Luisa mich bereits nach den ersten Metern hinter sich. Sie war sportlicher, kräftiger, während ich wie immer besondere Anstrengungen unternehmen musste, meine Füße der Schwerkraft zu entreißen und nicht so auszusehen, als wären meine Beine chinesische Stäbchen, mit denen ich nicht umgehen konnte. Der Vorteil war immerhin, dass ich in der Tat nicht wusste, wie Cellulitis überhaupt aussah.

... Und dann ragte ER neben mir auf, verlangsamte sogar seinen Schritt und richtete das Wort an mich: »Na, geht's dir wieder besser?«

Ich spürte seinen Blick auf mir und begann, mich sofort intensiv für den Schotter unter meinen Füßen zu interessieren. Mein Herz ruckte und das beim Laufen. Ein Stich ... noch ein Stich. Fing so ein Herzinfarkt an? Verhalte dich einfach ganz normal, Kira. Los! Ich riss meinen Blick vom Boden, fixierte Luisas Rücken vor mir und rief laut und deutlich: »Klar! Ich ...« Mehr konnte ich nicht sagen, ich war zu sehr außer Atem. Also drehte ich mich zu ihm und versuchte ein unverfängliches Lächeln. Aber das war ein Fehler. Ich hatte es geahnt. Seine Augen ... Wie er mich ansah! Ich blieb stehen und er auch und wir erforschten uns gegenseitig, als müssten wir uns irgendwie wiedererkennen, während alle anderen wie Statisten an uns vorbeirauschten. Zumindest war das meine Fassung von der Situation. Oh Mann, dabei

war er sicher nur nett. Diese ganz fiese Nummer von »nett«, wenn Stars Autogramme verteilten und Fans dachten, sie wären persönlich gemeint, wenn charismatische Männer Mauerblümchen zuvorkommend behandelten, weil das unverfänglich war, oder wenn Supermodels Behinderte besuchten ...

»Ich hatte mir schon Sorgen gemacht ...«, flüsterte er fast und sah mich jetzt ernst an. Ich hielt es nicht aus. Ich rannte einfach los, weg von ihm. Ich hoffte, wir hatten nicht zu lange dagestanden. Wenn auch sonst niemand der Situation Bedeutung beigemessen hatte, Luisa war bestimmt im Bilde. Ich rannte, rannte und war schon in der vierten Runde, bis ich einige lachen hörte und Herr Falke mich erstaunt zurückrief: »Ich glaub's ja nicht, Kira, hast du in den Ferien etwa trainiert?«

Blöder Affe. Jetzt nur nicht die Blöße geben. Ich winkte ab und tat so, als wäre ich weitergerannt, weil ich dringend in die Halle aufs Klo musste. Ich stürmte in den Waschraum, beugte mich über die Waschrinne und versuchte, zu Atem zu kommen. Ich trank ein paar Schluck aus dem Wasserhahn und vermied es, in den Spiegel zu schauen. Auf keinen Fall wollte ich das blasse Mädchen mit dem rostfarbenen, strähnigen Haar und dem spitzen Gesicht sehen, das sich schon wieder in eine peinliche Situation mit dem neuen Macho der Schule begeben hatte. Am liebsten wäre ich jetzt einfach hiergeblieben oder hätte meine Sachen geschnappt und wäre abgehauen. Aber das ging nicht. Das hatte ich gestern schon durch. Ich musste wieder runter, mich ganz normal verhalten. Wütend hieb ich mit meinen schwachen Fäusten gegen die geflieste Wand hinter mir. Dieser Typ sollte dahin verschwinden, wo er herkam. Es war auch so schon ätzend genug, das letzte Schuljahr noch durchstehen zu müssen. Ich versuchte, ruhig zu atmen. Tief einatmen und langsam wieder aus. Die gekachelte Wand kühlte, als ich mich dagegenlehnte. Zum Glück bekam ich diesmal nicht gleich Fieber. Ich hielt die Hände vor das Gesicht, um mich zu beruhigen, und bekam den nächsten Schreck. Mit offenen Augen starrte ich durch meine Handflächen, als wären sie transparent, und

erblickte mich schemenhaft im Spiegel gegenüber. Oh Gott, nahm meine Spiegelphobie etwa neue Formen an? Ich drehte mich weg und verließ fluchtartig den Raum. Ein schauriger Gedanke ergriff von mir Besitz, während ich die Treppen hinunterrannte. Das konnten auch alles die ersten Zeichen von Paranoia und Wahnsinn sein. Über diese Krankheiten hatte mich Luisa mit ihrer Leidenschaft für das Thema bereits ausführlich ins Bild gesetzt.

»Kira!«, rief Luisa aus der Halle in den Flur und durchbrach meine Angstgedanken, die wie böartige Schlingpflanzen Besitz von mir ergreifen wollten. »Wir sind jetzt drinnen. Komm.«

In der Halle wartete immerhin eine gute Nachricht. Die Jungs mussten sich auf der linken Seite mit Stangenklettern befassen, während die Mädchen auf der rechten Seite Kopfstand übten. Ich schnappte mir sofort eine Matte. Kopfstand war eines der wenigen Dinge, die mich im Sportunterricht nicht in Schwierigkeiten brachten. Immerhin. Der Druck gegen die Stirn tat irgendwie gut.

»Mann, Kira, ich glaub, der steht auf dich«, sagte Luisa und biss von ihrem Käsebrötchen ab. So ein Blödsinn. Ich antwortete nicht.

»Na ja, oder findet dich zumindest irgendwie interessant.«

»Interessant, ich? Ich bin höchstens so interessant wie eine Scheuche für ein paar Vögel, die nicht an die Kirschen gehen sollen.« Luisa hörte auf zu kauen und sah mich überrascht an: »Was ist denn mit dir los?! So redest du doch sonst nie.« Ich seufzte und setzte mich auf die Lehne der Bank, die wir in der großen Pause immer aufsuchten. Sie stand etwas abseits in der Nähe der Mülltonnen.

»Das ist es ja gerade. Dieser Tim nervt mich, weil er mir das Gefühl gibt, irgendwie wertlos zu sein. Ich fühle mich schlecht durch ihn und deshalb bin ich auch nicht verknallt in ihn.«

»Er verwirrt dich. Das ist eine Herausforderung.« Luisa schmunzelte und kaute. Ich starrte auf meine Milchschnitte, die ich mir heute Morgen eingesteckt hatte, aber ich hatte keinen Appetit.

»Ha, der ist ein Fall für unsere Beautyköniginnen, aber doch nicht für mich.« Das hatte ich jetzt selbstbewusst gemeint. Luisa drehte sich zu mir, drückte ihr Kreuz durch und holte tief Luft. Ein sicheres Zeichen, dass wieder eine ihrer ehrlichen, aber gut gemeinten Ansprachen kam.

»Na ja, ein bisschen was machen könntest du ja wirklich aus dir. Ich meine, deine totale Antihaltung gegen jedes etwas gepflegtere Auftreten ist doch auch übertrieben. Nur weil du deine Mutter für ihren Beruf verachtest.«

»Model sein ist kein Beruf, sondern rumstehen, aussehen und blöd grinsen.«

»Siehst du, genau das meine ich. Deshalb musst du aber nicht ins Gegenextrem einer Kanalaratte verfallen.«

»Ach, danke, so siehst du mich also! Na, ist ja interessant!« Ein Bild schob sich vor mein inneres Auge, wie Luisa später als Therapeutin in ihrem penibel sauberen und furchtbar angenehmen, mit hellen Holzmöbeln und Sonnenschein ausgestatteten Behandlungszimmer saß, eine Brille aufhatte, während sie eine zweite pausenlos putzte.

»Niemals fang ich an, wegen eines Kerls *was aus mir zu machen*.« Ich wollte mich von der Bank erheben und Luisa mit ihrer misslungenen Rede allein lassen, aber sie hatte mich schon am Arm gepackt.

»Mann, Kira, das ist doch gar nicht wegen eines Kerls und auch nicht wegen Tim, aber dein Trotz kann einen manchmal echt zur Weißglut bringen und im Wechsel zur totalen Selbsterniedrigung sowieso. Ich will nicht, dass du das mit dir machst. Und denk auch mal an die anderen. Wie wenig hältst du dann eigentlich von mir, wenn ICH es nicht vermag, dein Selbstbewusstsein anzukratzen?!«

Ich blieb sitzen und brütete vor mich hin. Die Milchschnitte hatte ich in der Verpackung inzwischen zu Brei verarbeitet. »Du hast ja recht ... Du weißt, du bist die Einzige, mit der ich es hier überhaupt aushalte«, gab ich nach einiger Überlegung zu. Luisa lächelte. Luisa hatte ein kleines hübsches Gesicht, umrahmt von braunen Locken.

Mit ihren 1,60 Meter war sie fast winzig. Sie war wirklich in Ordnung, auch wenn sie nach außen sehr brav, diszipliniert und wenig aufregend wirkte. Besonders das Normale liebte ich so an ihr, sie wohnte mit ihren Eltern in einer gemütlichen Dreizimmerwohnung und man spürte, wie die kleine Familie zusammenhielt und sich nah war. Es war, als hoffte ich, je öfter ich mit ihr Zeit verbrachte, desto mehr würde diese Harmonie und Wärme auf mich abstrahlen.

»Aber mit diesem Neuen will ich trotzdem nichts zu tun haben, ob er nun auf mich steht oder nicht, okay?!«

»Okay«, sagte Luisa und wir folgten der Klingel, die uns zur nächsten Stunde rief.

3. Kapitel

»Und wenn du es doch mal mit ein bisschen Eyeliner versuchst?«, fragte Delia vorsichtig und hielt mir ihren Stift hin, aber sie bekam von mir wie immer ein resolutes »Nein!«. Die schwarze Stoffhose war okay, auch wenn ich sie niemals in der Schule tragen würde. Dazu hatte Delia eine silbrige Bluse mit raffiniertem Ausschnitt mitgebracht. Sie gab einfach nicht auf. Ich ließ sie in der Verpackung und zog ein weißes langärmeliges T-Shirt an. Weiß war eigentlich nicht meine Farbe, aber für einen festlichen Anlass war es okay und tausendmal besser als all die fürchterlichen Festkleider, die Frauen zu besonderen Anlässen glaubten, anziehen zu müssen. Dabei waren die meisten Modelle eine Strafe für die Augen, selbst bei den Stars in Hollywood. Ich würde nie begreifen, dass die das nicht merkten!

Ganz schwarz wäre mir natürlich lieber gewesen. Doch das hätte ich nicht durchgebracht, das war Trauerkleidung. Außerdem wäre Gregor

enttäuscht gewesen und das wollte ich nicht. Ich hatte sogar versucht, etwas mit meinen Haaren anzustellen, weil mir Luisas Ansprache doch nicht aus dem Kopf ging. Delia strahlte über das ganze Gesicht, als sie die zwei schwarzbraun glänzenden Haarspangen an meiner linken Schläfe entdeckte. Und ich gab nach, als sie mir die Haarspitzen abschneiden wollte. Gregor kam in seinem Armani-Anzug aus dem Bad stolz und musterte mich von oben bis unten. Er sagte nichts, aber er schien zufrieden, dass alles in seinem Sinne lief. Heute war sein großer Tag. Es gab einen Presseempfang für seine neu gebaute Kläranlage, die in den nächsten Wochen die Aufbereitung des Berliner Wassers im Norden übernehmen würde. Das Besondere war, dass er dafür ein Prinzip entwickelt hatte, welches als Weltneuheit galt und in aller Munde war. Nach dem Klärprozess würde es keinerlei Rückstände von Phosphor oder Ammoniumstickstoff mehr im gereinigten Wasser geben. Das hieß, das geklärte Wasser, was in die Spree und die Havel zurückgeleitet wurde, würde klar und sauber wie aus einem Schweizer Bergsee sein. Bisher wurde das Prinzip im kleineren Rahmen – erst ein Dorf, dann eine Ortschaft – erfolgreich getestet. Mit der Wasserreinigung des Berliner Nordens verwirklichte H2Optimal das erste große Projekt. »Bald würde man in Spree und Havel baden gehen können wie in einem Pool und auf dem Grund eine Artenvielfalt von Fischen beobachten können wie in einem Aquarium«, lautete Gregors Lieblingspruch.

Bis heute hatte mich das alles nicht wirklich interessiert. Ich schaltete ab, wenn jemand zu viel Gewese um etwas machte. Doch als ich jetzt in diesem gigantischen Konferenzraum stand, mit Panoramafenstern bis zum Himmel und dahinter ein abenteuerliches Gewirr von in der Sonne silbern glänzenden Rohren, die sich wie ein Netz um zwölf sechzig Meter hohe stählerne Aufbereitungstürme wanden, ergriff mich Ehrfurcht. Das alles hatte mein Vater erschaffen! Und es war nicht nur die wie aus einem Science-Fiction anmutende Anlage, sondern auch, was sie bedeutete. Im Alltag nahm ich meinen Vater als

einen mit einer äußerst starken Eigendrehung versehenen, egoistischen und machthungrigen Menschen wahr, der sich für nichts interessierte, was nicht mit ihm selbst zu tun hatte. Doch jetzt hatte ich das Gefühl, dass das, was so ein Mensch erschuf, den Charakter rechtfertigte, der wohl nötig war, um sich durchzusetzen. Eine Welle von Stolz und euphorischen Gefühlen erfasste mich. Mein Vater hatte nicht nur einen Apfelpiepsch in eine Biomülltonne geworfen und sich dabei als umweltbewusst erwiesen. Mein Vater gab der Welt das, was sie am meisten brauchte: sauberes Wasser!

Meine Mutter stand in ihrem engen roten Kleid am Rand der Tribüne und hoffte wahrscheinlich, auf eins der Fotos zu kommen, die von diversen Zeitungsfotografen geschossen wurden. Ich stand abseits auf einem Podest, das im Kreis um den Saal führte, damit die Gäste in den hinteren Reihen auch etwas sehen konnten. Mein Vater wirkte klein in diesem riesigen Raum und doch stark und groß, als seine Worte tief und voll durch das Mikrofon kamen. In einfachen Sätzen versuchte er, das komplexe Prinzip der quantenmechanisch-kaskadischen Wasseraufbereitung zu erläutern, redete von der Robotik des Systems und dass man das gesamte Wasser durch die Anlage schleusen und hundertprozentig reinigen konnte, ohne Rückstände, ohne Nachteile, ohne die Umwelt damit im Geringsten zu behelligen. Dann lenkte er die Blicke auf die Rohrlandschaft vor den Fenstern und entlockte der Menge ein bewunderndes »Oh«, als er die Zahl von tausend Kilometern nannte, die die Rohre maßen, würde man sie in einer Linie aneinanderreihen. Irgendein Spaßvogel gab den Einwurf, wann denn die »Enterprise« abheben würde, und alle lachten.

Auf dem Gesicht meiner Mutter war ein Dauerstrahlen festgefroren. Mein Vater beschloss seine Rede mit dem leidenschaftlichen Wunsch, unseren Nachkommen eine lebenswerte Welt zu hinterlassen, und bedankte sich besonders bei seiner Frau und seiner Tochter, die all den Stress der letzten drei Jahre, in denen er dieses Projekt ge-

stemmt hatte, mit ihm durchgestanden hatten. Delia ergriff die Gelegenheit, drängelte sich an dem Regierenden Bürgermeister vorbei und warf sich in die Arme von Gregor, während das Blitzlichtgewitter noch einmal losfeuerte. Ich sah unbeteiligt aus dem Fenster, während ich spürte, dass einige Reporter nervös ihre Köpfe reckten, um »die Tochter« ausfindig zu machen. In mir kribbelte eine unerträgliche Aufregung und mein Herz schlug wild. Ich hasste öffentliche Auftritte und hoffte inständig, dass kein Idiot, der mich irgendwie kannte, gleich mit dem Finger auf mich zeigte. Aber zum Glück geschah das nicht. Es folgte ein rauschender Applaus. Ein großer roter Schalter, der auf der Bühne installiert war, wurde symbolisch von null auf eins gestellt und danach wurden Hände geschüttelt. Auch ich klatschte und konnte mich der allgemeinen Euphorie nicht entziehen. Dabei nahm ich mir fest vor, meinen Vater noch einmal genau nach seinem neuen Prinzip auszufragen. Das würde ihn glücklich machen, besonders, weil er davon träumte, dass ich eine durchsetzungsstarke Anwältin in seinem Unternehmen werden würde. Für diesen Moment fand ich die Vorstellung zum ersten Mal reizvoll, obwohl ich mir bisher nichts Schlimmeres vorstellen konnte, als Jura zu studieren.

Der Saal beruhigte sich wieder etwas. Jetzt durfte die Presse Fragen stellen. Ich sah mich nach einem Glas Wasser oder vielleicht sogar Sekt um, da traf mich eine wohlbekannte Stimme aus dem Mikrofon wie ein Blitz. »Schon rein philosophisch gibt es doch bei jedem Prozess einer Umwandlung Rückstände oder Abfall. Sie haben das Prinzip sehr allgemein erklärt. Könnten Sie bitte noch einmal detailliert nachvollziehbar machen, warum in Ihrem Verfahren am Ende hundertprozentig reines Wasser steht?«

Mein Vater atmete hörbar durch. Das machte er immer, wenn er genervt war, weil ihn etwas langweilte. Dann setzte er zu einer Antwort an. Ich suchte nach der Herkunft der Stimme. Eine Frau neben mir erhob sich von einem Stuhl. Ich musste so dringend herausfin-

den, ob ich mit der Vermutung über den Besitzer der Stimme richtiglag, dass ich meine Schüchternheit vergaß und mich kurz auf den freige gewordenen Stuhl stellte, um einen Überblick zu haben. Die Frau sah mich entgeistert an. Hinter mir murmelten Leute. Ich wich allen Blicken aus, als ich wieder herunterstieg. Ich hatte ihn entdeckt, die blonden Haare und größer als die meisten, in der ersten Reihe mit einer Kamera um den Hals und neben einem Typen, der mit einem Mikrophon hantierte. Was um alles in der Welt hatte Tim hier zu suchen? Noch dazu mit einer Zeitung? Ich kapierte überhaupt nichts. Angestrengt versuchte ich, dem zu folgen, was mein Vater als Antwort gab, und musste feststellen, dass er irgendwie nicht auf den Punkt kam. Zwischendurch kam von Tim der unverkennbar aggressive Einwurf: »Herr Wende, Sie beantworten meine Frage nicht!«

Was bildete er sich nur ein? Ein Ingenieur sprang meinem Vater zur Seite. Dann ergriff ein zweiter das Wort. Ich spürte eine ungeheure Wut in mir aufsteigen. Wie konnte ein dahergelaufener und extrem aufgeblasener Abiturient hierherkommen und den Ehrentag meines Vaters stören?! Ich war fassungslos. Mein Vater und sein Team schienen die Frage irgendwie beantwortet zu haben. Gregor strahlte nach wie vor Souveränität und Gelassenheit aus. Tim schien ihn mit seiner provokanten Art nicht wirklich aus dem Konzept gebracht zu haben. Im weiteren Verlauf merkte ich, dass auch andere Journalisten sehr provokant in ihrer Art wirkten, auch wenn die Fragen belanglos waren. Alles normal. Schließlich brauchten sie Konflikte und Probleme für ihre Sendungen und Blätter. Sonst kaufte keiner mehr Zeitungen. Trotzdem, das waren Profis, während so einer wie Tim sich nur aufspielte. In mir rasten die Gedanken. Was hatte er hier zu suchen? Wusste er, dass Gregor mein Vater war? Hatte er mich etwa deshalb beim Dauerlauf angelabert? Aber woher sollte er das wissen? Ich war zwischen den Impulsen, ihm entweder sofort an die Gurgel zu springen oder mich schnellstmöglich vor ihm zu verstecken, hin- und hergerissen.

Der offizielle Teil der Veranstaltung wurde für beendet erklärt und die Gäste zum Büfett gebeten. Gleich würde Delia mich aufsuchen und dann zu Gregor schleifen, genau vor Tim, der mit einer Kamera dastand. Ich ergriff die Flucht und drängelte mich rücksichtslos an den Leuten vorbei, die begannen, dem Ausgang zuzustreben.

»Tja, manche sind nur zum Essen hier, schlimm so was ...«, schimpfte eine fette Ziege, weil ich an ihrem viel zu breiten Hintern nicht vorbeikam. In der komplett silbernen Vorhalle erspähte ich einen kleinen Notausgang und lief darauf zu. Erst wollte der Sicherheitsmann mich nicht durchlassen, aber ich zog das Schild aus der Hosentasche, das ich eigentlich an mein Shirt hätte heften sollen und das mich nicht nur als VIP, sondern auch als die Tochter von Gregor Wende auswies. Er schenkte mir ein nettes Lächeln und ich durfte passieren.

Draußen hielt ich kurz inne und holte tief Luft. Dann sah ich mich um. Ein kleiner Hof trennte mich von dem ersten der riesigen Türme. Ich ging auf ihn zu und hörte ein immer lauter werdendes Rauschen. Es kam aus seinem Inneren. Vor mir tat sich das gigantische Labyrinth aus Rohren auf. Aus der Nähe betrachtet, war jedes mindestens so dick wie ein Laternenpfahl. Ich ging ein Stück hinein, kletterte über einige der Fließstrecken, die am Boden entlangliefen, duckte mich unter weiteren hindurch und stand plötzlich inmitten einer von allen Seiten rauschenden Welt aus Rohren und blauem Himmel. Vor mir ragte der zweite der immens hohen Türme auf. Ich entdeckte eine Tür und rüttelte an ihr. Aber sie war verschlossen. Ich wusste nicht, was ich hier wollte. Es tat einfach gut, hier zu sein. Das Rauschen erlöste mich vom Grübeln. Es war, als würde es durch mich hindurchrauschen, als würden mit Gregors Anlage auch meine Gehirngänge gereinigt.

Doch was mich gerade noch beruhigt hatte, wurde mir von einer Sekunde auf die andere plötzlich unheimlich. Wie aus dem Nichts kroch Angst in mir hoch. Was war denn jetzt schon wieder los? *Frei flottierende Ängste sind Ängste, die aus dem Nichts kommen*, ging mir eine der beeindruckenden Definitionen von Luisa durch den Kopf.

Aber das konnte es nicht sein. Ich fühlte mich irgendwie ... beobachtet. Ich spitzte meine Ohren, doch sie konnten mir nicht helfen. Das Rauschen des Wassers ließ jedes andere Geräusch untergehen. Panik befahl mich. Inzwischen war ich mir ganz sicher, nicht allein hier zu sein. Blitzartig drehte ich mich um und lief los, stolperte über eins der Rohre, fiel hin, glaubte, hinter mir undefinierbare Geräusche wahrzunehmen, rappelte mich wieder auf und hörte plötzlich dicht an meinem Ohr die Stimme von meinem Vater: »Kira, was machst du denn hier?! Wir haben dich gesucht.«

Dankbar fiel ich in seine Arme. Die Symptome von Panik waren augenblicklich verschwunden.

»Ich brauchte nur mal frische Luft, ich ...« Er stellte mich wieder auf die Beine und musterte mich streng.

»Die Rohranlage ... sie ist beeindruckend.«

Mein Vater musterte mich immer noch. Würde er gleich ausrasten, weil ich mich an seinem wichtigen Tag nicht angemessen benahm? Oder hob er sich das für zu Hause auf. Sein Anflug von Fürsorglichkeit kam deshalb umso überraschender.

»Du musst was essen. Das ist alles!«

»Ja ...«, brachte ich heraus und überlegte krampfhaft, wie ich ihm meine Dankbarkeit ausdrücken konnte. Ich musste ihm noch gratulieren, natürlich. »Glückwunsch. Es war toll. Ich bin stolz ...«

Mein Vater nickte und lächelte, als gehörte meine Gratulation zu den wichtigsten, die er heute erhalten hatte. Ich war verwirrt. Er schien unbändig gute Laune zu haben. Er reichte mir seinen Arm und ich hakte mich ein. Mir fiel Tim wieder ein. Wenn er uns so sah ... Dann wusste er eben Bescheid. Na und? Ich konnte meinen Vater jetzt deshalb nicht stehen lassen. Außerdem war dieser »Lehrling in Enthüllungsjournalismus« auf einmal ziemlich unwichtig. Ich stand unter dem Eindruck des Erlebnisses, das ich eben gehabt hatte. Ich war mir sicher, dass dort etwas gewesen war. Jemand hielt sich zwischen den Rohren versteckt und hatte mich beobachtet. Ein Saboteur? Sollte

ich Gregor davon erzählen? Doch dazu war mein sicheres Gefühl zu diffus, zu paranoid, zu ähnlich meiner gestrigen Panikattacke. Immerhin hatte dieser Anfall diesmal nichts mit Tim zu tun. Zumindest nicht direkt.

Und wenn es doch die ersten Symptome einer psychischen Krankheit waren? Ich spürte leise Angst. Wie eine Retterin stand plötzlich eine Kellnerin mit einem Tablett voller Getränke vor uns. Ich schnappte mir ein Glas Sekt und wagte einen Blick in die Runde. Von Tim nichts zu sehen. »Auf dich, Gregor!«, stieß ich hervor und kippte das ganze Glas in einem Zug hinunter. Gregor sah mich zuerst erstaunt an, dann mischte sich ein Ausdruck von Triumph in seine Augen und er tat dasselbe.

4. Kapitel

Die Ränder des Turms blinken grell in der Sonne. Das Wasser ist unglaublich klar und tief. Ich kann ohne Probleme die sechzig Meter bis hinunter zum Grund sehen. Er besteht jedoch nicht wie erwartet aus Beton, sondern aus wunderschönen Korallen, die in allen Farben schimmern und das indigoblaue Himmelszelt spiegeln, was sich über uns spannt. Wir tollen durch das Wasser. Der Junge mit den grünen Augen spritzt mich nass und ich spritze ihn nass. Immer wieder streicht er sich eine lange, dunkle Strähne aus dem Gesicht. Er sieht umwerfend gut aus. Mühelos bewegen wir uns auf der Oberfläche. Wir müssen uns überhaupt nicht anstrengen. Dann kommt er auf mich zugeschwommen, umfasst meine Taille und legt meinen Arm um seine Taille. Wir liegen im Wasser wie auf einer Wiese aus Korallen. Er wendet mir sein Gesicht zu. Auf einmal ist es eine blonde Strähne, die quer über seiner

Stirn liegt. Tim. Als ich kapiere, in wessen Armen ich liege und dass er mich küssen will, rast mir der Schreck durch alle Glieder und wirbelt mich hoch wie aus nicht messbarer Tiefe ...

Ich saß aufrecht wie eine Kerze in meinem Bett. Mein Atem ging stoßweise. Es dauerte einen Moment, bis ich meine Orientierung wieder hatte. Ich war zu Hause. Es war nur ein Traum. Mein Wecker zeigte halb zwei in der Nacht. Gut, dass solche Träume niemand sehen konnte. Mein Shirt klebte am Rücken. Ich war völlig verschwitzt. Meine Stirn fühlte sich heiß an. Ich brauchte Wasser im Gesicht und eine Aspirin. Ich wandte mich zur Seite, um meine Nachttischlampe anzuknippen, und erstarrte. Da war etwas! Hinter mir. Ich spürte es genau. Es war wieder da, dasselbe Gefühl wie in der Aufbereitungsanlage. Hastig drehte ich mich um, aber es schien sich genauso schnell zu bewegen und blieb am Rand des Gesichtsfeldes. Es war groß und dunkel wie ein Schatten und ohne Augen. Aber es beobachtete mich. Panisch tastete ich nach meiner Nachttischlampe. Dabei musste ich geschrien haben, denn plötzlich flog meine Tür auf und Delia stand da, im rosa Negligé, ihre Schlafmaske um den Hals und ohne Plüsch-Pantöffelchen.

»Kira, was ist los?« Sie kam auf mich zu und griff an meine Stirn. »Mein Gott, du glühst ja!« Sie knipste das Licht an, rannte hektisch in mein Bad, als ginge es darum, mein Leben zu retten, und löste zwei Aspirin in einem Glas Wasser auf.

»Hier trink das. Hast dich wohl erkältet?!«

Gierig kippte ich den Inhalt des Glases hinunter und sah um mich, erforschte alle Ecken und Nischen in meinem Zimmer. Aber da war nichts. Keine unheimlichen Schattengebilde, alles wieder normal, alles nur Einbildung. Delia beobachtete mich besorgt.

»Vielleicht sollte ich gleich Dr. Pötsch ...«

Ja, vielleicht hatte ich diesmal wirklich eine ernstere Krankheit. Aber Delia rief immer gleich Dr. Pötsch, weil sie schon bei dem kleinsten Niesen hilflos war. Als ich klein war, hatte Dr. Pötsch meine

Zunge untersucht, weil sie blau von Blaubeeren gewesen war, meine Mückenstiche, weil ich sie aufgekratzt hatte, und meinen Hals, weil ich nach zu langem Schreien heiser geworden war. Irgendwann war mir klar geworden, dass Delia Angst vor mir hatte, Angst vor so einem befremdlichen Wesen wie einem Kind, bei dem man dauernd was falsch machen konnte.

»Nein, ich hab nur schlecht geträumt, das wird schon wieder ...«, versuchte ich Delia zu beruhigen.

»Aber du hast hohes Fieber!«

Ich spürte, wie der Hitzepegel erstaunlich schnell absank, genau wie beim ersten Mal in der Schule. »Ich glaub, das ist gar kein Fieber, nur ein Hitzestau ...« Delia hielt nochmals die Hand gegen meine Stirn und sah mich verwirrt an. Sie fühlte sich fast wieder normal an. Dann befühlte sie mein Federbett.

»Du brauchst eine dünnere Decke.« Sie begann, den Bezug abzuziehen, um den dickeren Teil meiner Doppeldauenendecke abzuknöpfen. Ich ließ sie gewähren, obwohl ich die Decke bislang gebraucht hatte, weil ich nachts immer fror. Ich wollte nicht, dass sie ging. Auf einmal wünschte ich mir, dass sie bei mir schlafen würde, aber das hatte sie nicht mal getan, als ich noch ein Kleinkind war. Delia war fertig mit der Decke und breitete sie über mir aus. Sie fühlte noch einmal meine Stirn, die jetzt wieder angenehm kühl war.

»Delia ...?«

»Ja?!« Mein hilfebedürftiger Tonfall irritierte sie. Das war nicht zu übersehen. »Meinst du, ich könnte im Wohnzimmer schlafen?«

»Aber natürlich. Morgen früh rufe ich gleich Dr. Pötsch an.« Delia ging vor. Ich folgte ihr mit meinem Kissen, in das ich meinen Laptop eingehüllt hatte, und ließ das Licht in meinem Zimmer brennen.

Ich machte es mir auf dem Riesen-Sofa direkt vor dem Panoramafenster bequem. Das orange hereinflutende Licht der Straßenlaternen beruhigte mich. Hin und wieder drangen ein paar Stimmen nach

oben. Hier herrschte nicht diese verlassene Stille wie in meinem Zimmer, von dem aus ich auf der einen Seite den Wasserturm und auf der anderen mehrere Hinterhöfe überblicken konnte. Als Delia wieder im Bett war, fuhr ich unter der Decke meinen Laptop hoch. Ich wollte nicht allein sein, musste mit jemandem reden. Auf Atropa war Verlass. Sie war online.

Atropa: ich bin mir ziemlich sicher,
dass es keine krankheit ist

Kira: auch keine psychose oder so was?

Atropa: nein ...

Kira: warum bist du da so sicher?

Atropa: dafür kommst du mir ansonsten zu aufgeräumt vor

Kira: du kennst mich ja gar nicht

Atropa: vielleicht besser, als du denkst ...

Kira: aber was hat es dann zu bedeuten?

Atropa: dass dich vielleicht wirklich jemand beobachtet ...

Ich schlug die Bettdecke zurück, aber alles war in Ordnung. Die Tür zum Schlafzimmer war angelehnt und ich hörte Gregors Schnarchen. Selbst im Schlaf klang er außerordentlich selbstbewusst.

Kira: mann, atropa, du machst mir noch mehr angst ...

Atropa: sorry, das wollte ich nicht. du sollst nur nicht denken, dass du verrückt wirst. du drehst nicht durch, da bin ich mir sicher. lass nachts licht an, nicht zu schummrig, mindestens 40 watt. und versuch in nächster zeit einfach so wenig wie möglich allein zu sein oder sorge dafür, dass du jemanden in deiner nähe hast. das war doch bis jetzt nur im dunkeln und wenn du allein warst, oder?!

Kira: ja, außer in der kläranlage ...

Atropa: aber da hast du keine schatten gesehen,

sondern nur was unheimliches gefühlt, oder?!

Kira: stimmt.

Atropa: hast du sonst noch symptome?

Kira: wie, symptome ...?!

Atropa: na, außer fieber, meine ich ... und erotischen träumen einer total verknallten! :)

Kira: ha, ha ...

Atropa: also, hast du?

Kira: du meinst, psychotisches? ... ja, da war noch was, letztens im sportunterricht war mir so, als könnte ich durch meine hände hindurchsehen.

Atropa: genau so was meine ich ...

Kira: nun sag schon! was bedeutet das???

Atropa: es ist nichts schlimmes ...

Kira: kannst du dich mal genauer ausdrücken?

Atropa: erzähl mir einfach, wenn noch mehr solche sachen auftreten, dann kann ich es vielleicht ... und jetzt musst du schlafen!

Kira: du bist nicht meine mutter! :!

Atropa: :! ... :)

Kira: ... ich kann aber nicht. ich grusel mich

Atropa: bist du allein?

Kira: nicht direkt, meine eltern sind nebenan

Atropa: haben sie ihre tür offen?

Kira: scheint so. mein vater schnarcht wie 'n eber.

Atropa: ... dann wird nichts passieren. vertrau mir einfach und schlaf jetzt, ich hab noch zu tun ... bis morgen

Und schon war Atropa »off«. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass sie mehr über mich wusste als ich selbst. Aber ich konnte und wollte jetzt nicht darüber nachdenken. Ich hielt mich an ihren beruhigenden Worten fest und versuchte, an was Schönes zu denken. Mir kam der

Traum mit Tim in den Sinn. Er war einfach SCHÖN, voller schöner Gefühle und ich hatte gerade keine Kraft, mich dagegen zu wehren. Vielleicht war ja irgendein Teil von mir wirklich in ihn verknallt. Und wenn schon ...

5. Kapitel

Ein immer lauter werdendes Brummen weckte mich. Es dauerte eine Weile, bis ich registrierte, dass das die Espressomaschine war, die mein Vater am anderen Ende des Raumes im Küchenbereich angeschmissen hatte. Es war noch viel zu früh. Ich fühlte mich, als wäre heute Nacht ein Lastwagen über mich rübergebrettert. Schon stand meine Mutter vor mir und fragte mich, wie es mir ginge.

»Gut!« Sie tat einen tiefen Seufzer, als sie den Laptop neben mir auf dem Sofa entdeckte. »Kira, jetzt sag nicht, du hast noch gechattet ...«

»Nein ... nur auf den Vertretungsplan geguckt, ob heute irgendwas ausfällt.«

»Aber vielleicht sollten wir trotzdem Dr. Pötsch ...«

»Mir geht's wieder bestens! Ich muss zur Schule. Es ist das letzte Jahr.«

Mein Vater zog sich geräuschvoll den Stuhl an den Esstisch aus grünem, unpoliertem Marmor heran, als Zeichen für uns, dass jetzt gefrühstückt wurde. Ich goss mir eine Tasse Kaffee ein und setzte mich dazu. Gerade wollte ich mir ein Croissant nehmen, da sprach Gregor plötzlich und ohne Vorwarnung den magischen Namen aus meinen Träumen aus: »Tim Hoffmann, ist das zufällig ein Junge aus deiner Schule?«

Erschrocken zog ich meine Hand aus dem Brötchenkorb zurück

und erwischte dabei meine Tasse mit dem Ellbogen. Ich konnte sie im Kippen noch halten, trotzdem ergoss sich der halbe Kaffee über den Tisch und etwas spritzte bis an die cappuccinofarbene Wand. Wenigstens passte das farblich, schoss es mir durch den Kopf, als ich Delias intensiven Blick auf mir spürte.

»Junge? Also, der ist schon achtzehn«, stotterte ich, völlig verwirrt, warum ich in Verteidigungsposition ging und Tim schützte.

»Ihr kennt euch also ...«, warf Delia ein.

»Kennen« ist völlig übertrieben. Der macht das Abschlussjahr bei uns. Ich hab ihn vor fünf Tagen zum ersten Mal gesehen.«

»Mit achtzehn ist man jedenfalls noch lange kein Mann. Schon gar nicht, wenn man in Flipflops und kurzen Jeans zu einem Presseempfang erscheint.« Gregor biss in sein Brötchen. Kauend setzte er sein Verhör fort. »Und du wusstest nicht, dass er da auftaucht?«

Ich schüttelte heftig den Kopf. »Nein, überhaupt nicht. Aber wie hast du so schnell rausgefunden ...?« Gregor grinste breit. »Das dürfte in heutigen Zeiten wohl kein Problem sein.« Er zog ein Stück Wurstpelle zwischen seinen Zähnen hervor und legte es auf den Tellerrand. »Allerdings wundert mich, dass du mir gestern nichts über ihn erzählt hast.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich dachte nicht, dass er wichtig ist.«

Gregor räusperte sich, als wollte er die Frage ungeschehen machen. Mit Nachdruck betonte er: »Nein, ist er natürlich auch nicht. Hätte er nicht einen Presseheini dabeigehabt, hätten wir ihn gar nicht vorgelesen. Dass man jetzt schon für Hinterhofblätter Rechenschaft ablegen muss, ob ein Unternehmen korrekt arbeitet, ist doch lächerlich. Kannst du dem Grünschnabel ruhig ausrichten! Der soll lieber seine Hausaufgaben machen.« Ich nickte. Gregor wischte sich mit der Serviette den Mund ab, sprang auf, gab Delia flüchtig einen Kuss und schon war er aus der Tür.

Auch wenn es gestern gar nicht so ausgesehen hatte – Tim musste ihm mit seinen Fragen irgendwie am Lack gekratzt haben. Es hatte

Gregor nicht kaltgelassen. Gleichzeitig ärgerte ich mich über Gregor, denn er tat so, als wäre ich schuld daran, nur weil der Typ seit einer knappen Woche mit mir zur Schule ging. Delia sah mich immer noch so komisch an. Schnell schnappte ich mir meinen Teller, sprang auf und sortierte ihn in die Geschirrspülmaschine, bevor sie auch noch mit einem Verhör beginnen konnte. Sie stand auf, aber fing trotzdem an: »Aber irgendwas ist doch mit diesem Tim ...«

Wenn sie mich jetzt nicht in eines ihrer Lieblingsthemen um das Liebes-, Beziehungs- und Sehnsuchtsleben ihrer Tochter ziehen sollte, musste ich Flucht nach vorne begeben. Ich sah ihr geradewegs ins Gesicht und sagte laut und deutlich: »Ja, ist auch! Er ist ein aufgebläser Schönlings, auf den alle reinfallen, die nur nach Äußerlichkeiten gehen, und deswegen kann ich ihn nicht ausstehen!«

Den ganzen Chemieblock hatte ich das Gefühl, dass Tim immer wieder zu mir herübersah. Ich saß mit Luisa in der Mitte und er in der Bank daneben an der Wand. Ich konnte mich kein bisschen konzentrieren. Langsam war ich mir sicher, dass er Bescheid wusste, wer ich war. Entweder er hatte mich bei dem Empfang gesehen, vielleicht mit Gregor zusammen, oder er hatte recherchiert. Es fühlte sich so an, als würden mir seine Blicke seitlich ins Ohr brennen. Zum Ende der Stunde reichte es mir. Ich war geladen, als hätte man mich an ein Stromnetz angeschlossen und stetig die Energiezufuhr erhöht. Als ich zu ihm hinsah, schaute er weg. Wahrscheinlich war ich unten durch bei ihm, weil ich die Tochter von Gregor Wende war und er von Kapitalisten nichts hielt. Anders konnte ich diese Reaktion nicht deuten. Dabei war er doch derjenige, der sich in mein Leben einmischte, und zwar massiv. Was ging ihn das alles überhaupt an?

Der Unterricht war zu Ende. Es hatte irgendeine Hausaufgabe gegeben, von der ich nichts mitbekam. Ich musste mit Tim sprechen, ihn zur Rede stellen, ihm mal Bescheid geben. Er hatte meinen Vater in Ruhe zu lassen und vor allem mich und überhaupt! Ich schaute noch

einmal zu ihm rüber, aber nichts. Die ganze Stunde hatte er mich angestarrt und plötzlich war ich Luft. Der Reißverschluss meiner Feder tasche riss aus, als ich versuchte, sie zuzumachen. Ich war wirklich geladen.

Zum Glück fand sich nach dem Unterricht genau die Situation, die ich brauchte. Tim stand alleine auf dem Bürgersteig vor dem Schultor und zog gerade die Schlüssel aus der Jacke, um sein Mofa abzuschließen. Weit und breit niemand zu sehen. Ich tat etwas, was ich die letzten zwölf Jahre nicht getan hatte in der Schule. Ich stürzte auf ihn los, als hätte mich jemand von der Leine gelassen, sah noch, wie er den Mund öffnete, als wollte er etwas sagen, aber dazu gab ich ihm keine Gelegenheit. Ich versuchte, so laut zu sprechen wie möglich: »Pass mal auf! Dein blödes Zahncreme-Werbegrinsen geht mir total auf den Wecker. Du bildest dir wohl ein, mit achtzehn Enthüllungsjournalismus zu betreiben und Leuten wie meinem Vater die Stirn bieten zu können. Wer so viel Kohle hat wie er, der *muss* einfach Dreck am Stecken haben, oder wie?! Weißt du was, ich könnte kotzen deswegen. Das ist so was von oberflächlich und dämlich. Genauso bescheuert, wie von den Eltern auf ihre Kinder zu schließen. Lass das also in meinem Fall gefälligst bleiben, verstanden!!?«

Meine Stimme wurde immer lauter. Leider auch immer piepsiger, ein Mäuschen, das ein Löwe sein wollte. Was für eine Blamage. Tim schaute mich an wie ein noch nie gesehenes Wesen. Ich hatte die Arme vor der Brust verschränkt und wartete auf den Gegenangriff. Aber er lächelte einfach nur, breitete in versöhnlicher Geste die Arme aus und nannte mich beim Spitznamen, den sonst nur Luisa verwendete ... und Atropa. Was für eine bodenlose Frechheit!

»Hey, Kiri ... also, ich mein Kira, ich ...«

Er suchte nach den richtigen Worten und grinste ungerührt sein blödes Grinsen. Und dann merkte ich, wie mir direkt aus der Erde unter meinen Füßen diese ungeheure Hitze die Beine hinaufschoss, wahnsinnig schnell, und ich wusste, wenn sie in meinem Gehirn an-

kam ... Tims Stimme verschwand in einem Rauschen, das immer lauter wurde. Die letzten Worte, die ich verstand, waren: »... gerade bei dir würde ich niemals auf die Idee kommen. Du bist doch vollkommen ...«

Dann bewegte sich sein Mund tonlos weiter. Tim schien immer größer zu werden, was in Wirklichkeit nur bedeuten konnte, dass ich in mich zusammensackte. Die Hitze durchflutete meinen Kopf und schaltete mich aus ...

6. Kapitel

Eine endlos blaue Tiefe pulsierte unter mir wie ein Muskel. Sie zog mich hinein, bis ich fast erstickte, dann spie sie mich wieder aus. Mal glaubte ich, Tims Hand darin zu fassen zu kriegen, dann konnte ich wieder nichts entdecken. Jedes Mal, wenn ich vom schwarzen Ungeheuer des Abgrunds nach oben gedrückt wurde, versuchte ich mich an der Wasseroberfläche irgendwo festzuhalten, aber da gab es natürlich nichts. Für Sekunden tauchte ich auf und schnappte nach Luft, bis es mich erneut erbarmungslos nach unten zog. Aus endloser Tiefe hörte ich einen Schrei. Es war Tim. Er rief nach mir und ich nach ihm, aber es war so unendlich schwer, unter Wasser laut genug zu schreien. Ich brüllte, wie ich nur konnte, und spürte, wie mir Wasser in die Lungen lief. Ich sah ein Gesicht, dann wieder nicht. Grüne Augen und dunkle Haare. Es war nicht Tim. Das Pulsieren beschleunigte sich. In einem immer schneller werdenden Rhythmus wurde ich eingesogen. »Tim!« Ich schrie aus Leibeskräften ...

»Tim ...« Der verzweifelte Kampf, seinen Namen laut genug zu rufen,

ohne die Kraft dafür zu haben, riss mich aus meinem Traum. In Wirklichkeit hatte ich nur ein Flüstern zustande bekommen.

»Pssst ...«, machte es dicht an meinem Ohr, Hände drückten mich zurück in die Kissen und ich spürte ein kaltes Tuch auf der Stirn. Wer war diese Frau, an die ich mich panisch klammerte? Wieder machte sie »Pssst«. Sie war schön, aber nicht mehr ganz jung, und sie kam mir bekannt vor.

Langsam wich der Nebel aus meinem Kopf. Die Dachschrägen über mir, das Panoramafenster, die Baumwipfel davor. Ich war in meinem Zimmer und die Frau war Delia, meine Mutter. Sie saß auf der Bettkante, neben sich auf dem Nachttisch eine Zeitung, in der sie wohl gelesen hatte, und eine Schüssel mit Wasser. Sie schaute mich ängstlich an. »Dr. Pötsch war schon da. Er hat dir Vitamine gespritzt. Das Fieber geht langsam runter. Du musst viel schlafen, hat er gesagt.« Ich schloss die Augen und glaubte für einen Moment, dahinter noch einen Schimmer des glitzernden Sees aus meinem Traum wahrzunehmen. Mein Hals war furchtbar trocken und brannte, als hätte ich Feuer geschluckt.

Schon wieder ein Traum, in dem irgendein Fremder zu Tim wurde oder Tim zu einem Fremden wurde, Tim aber definitiv vorkam. Und immer unter Wasser, wo Wasser doch das war, was mich am meisten ängstigte. Delia hatte versucht, mir schwimmen beizubringen als ich vier war, und mich dabei fast ertrinken lassen. Es war meine erste Erinnerung, in der Gregor Delia anbrüllte und Delia weinend den Pool verließ. Mich bekam in diesem Urlaub niemand mehr ins Wasser. Und auch die Jahre danach nicht. Inzwischen konnte ich mich ein paar Minuten über Wasser halten, wenn es sein musste, aber mehr auch nicht. Jedenfalls, ich wollte nicht von Tim träumen, ich wollte nicht in ihn verknallt sein wie jedes andere dumme Mädchen aus der Schule. Es war lachhaft.

»Hast du Durst?«, fragte Delia mit sanfter Stimme. Sie klang aufrichtig besorgt und ängstlich, wie immer, wenn es mir schlecht ging.

Ich nickte. Sie half mir ein wenig auf, schenkte mir aus einer großen Karaffe ein Glas Wasser ein und führte es an meinen Mund. Wahrscheinlich *bin* ich ein dummes Teeniemädchen, dachte ich. Man konnte diese Phase eben nicht einfach überspringen. Aber immerhin war ich in der Lage, sie mit Abstand zu betrachten. Ich trank ein paar Schlucke, ließ mich ins Kissen zurücksinken und schloss die Augen.

Delia nahm mir das inzwischen warm gewordene Tuch von der Stirn, tränkte es in einer Schüssel mit kaltem Wasser und legte es mir wieder auf. Ich hielt die Augen geschlossen und tat so, als wäre ich wieder eingeschlafen. Delia verließ mein dämmeriges, viel zu heißes und viel zu großes Zimmer. Ich blieb wach, versuchte, die letzten Fetzen meines Traumes zusammenzusetzen, während sie nach und nach in die grundlosen Tiefen des Unbewussten verschwanden. Der Gedanke an Tim verursachte allerdings eine seltsame Nervosität in mir, die nicht nur von dem Traum herrühren konnte. Irgendetwas war doch mit ihm gewesen? Ich drehte mich auf die linke Seite und mein Blick fiel auf den Tagesspiegel, den Delia auf dem Nachttisch liegen gelassen hatte. »H2Optimal bringt Berlin auf Hochglanz.« Der Leitartikel handelte von Gregors Unternehmen. Und dann fiel mir alles wieder ein: die Pressekonferenz, Tims provokante Fragen und mein Auftritt vor Tim ... Ich wünschte im selben Moment, ich hätte mich nicht daran erinnert. Das Fieber war direkt nach der Attacke gegen Tim da gewesen, plötzlich, wie eine Feuerfontäne aus einem Krater. Aber was war danach passiert? Bestimmt hatte ich ohnmächtig zu Tims Füßen gelegen ...

Ich setzte mich ruckartig auf und ... überraschenderweise fühlte ich mich dabei gar nicht übel, nicht mehr wie Brei, sondern eher, als hätte ich eine Bergtour gemacht. Vor zehn Minuten hatte ich kaum drei Schluck Wasser herunterbekommen. Jetzt griff ich nach der Karaffe und trank sie direkt aus der breiten Öffnung in großen Schlucken leer. Aus den Mundwinkeln rannen mir kleine Bäche den Hals hinab in

den Kragen meines Schlafshirts. Ich schnappte nach Luft. Wow, das waren zwei Liter auf einmal gewesen. Nachdem ich wieder zu Atem gekommen war, stand ich auf und erwartete, wackelig auf den Beinen zu sein, wie immer, wenn ich ein paar Tage krank im Bett gelegen hatte, aber ich fühlte mich kräftig und gesund. Ich hatte auf einmal entsetzlichen Hunger, als würde ich auf der Stelle tot umfallen, falls ich nicht sofort was zu essen auftreiben konnte. Ich warf mir den Bademantel über und ging hinunter in die Küche. Delia stand am Fenster und telefonierte.

»Ja, vorhin hatte sie noch 39,7 ... Sie meinen auch, dass sie ins Krankenhaus ...«

Offensichtlich ging es um mich. Aber ich hatte kein Fieber mehr. Mir ging es gut!

»In Ordnung, Dr. Pötsch ... Nein, vielen Dank, um den Krankenwagen kümmere ich mich ... Auf Wiedersehen.« Delia legte auf, drehte sich um und ließ vor Schreck das Telefon fallen. »Kira! Was machst du hier?!«

»Ich muss was essen, sofort!«

Hastig befühlte sie meine Stirn und dann meinen Nacken. Mich überkam wieder dieses Fremdgefühl, die Exklusivität unserer Wohnung, meine wie aus dem Ei gepellte Mutter, mein ganzes Leben – als wäre ich in eine Soap geraten und meine Mutter spielte eine Krankenschwester, hatte aber gar kein Talent zum Schauspielern und benahm sich deshalb überzogen emotional. »Kein Fieber mehr«, stellte sie erstaunt fest. Sie lächelte und wirkte erleichtert.

»Ich muss dringend was essen«, wiederholte ich.

»Ja, was denn? Vielleicht erst mal was Leichtes.«

»Nein ... Fleisch!«, sagte ich und verstand es selbst nicht. Eigentlich mochte ich kein Fleisch, aß nur manchmal eine Scheibe Salami oder Mortadella. Delia reagierte nicht gleich, so verwirrt war sie. Dann sah sie die Entschlossenheit in meinem Gesicht und sagte vorsichtig: »Na ja, vielleicht kein Wunder, wenn man drei Tage lang nichts gegessen

hat!« Sie ging zum Kühlschrank. Ich starrte sie verwundert an: »Drei Tage? Wieso drei Tage?«

»Kira, du warst richtig krank. Du bist vor der Schule ohnmächtig geworden vor Fieber. Ein Mitschüler hat einen Krankenwagen gerufen und dann mussten wir dich in der Notaufnahme abholen. Sie haben gesagt, dass das wahrscheinlich ein plötzliches Dreitagefieber ist, und dir fiebersenkende Tabletten gegeben. Aber erst heute ist dein Fieber unter 40 gefallen. Dr. Pötsch war jeden Tag hier. Gerade wollten wir dich wieder ins Krankenhaus bringen lassen, damit du von einem Internisten untersucht wirst. Dreitagefieber kann es inzwischen nämlich nicht mehr sein.« Ich rechnete. Delia öffnete den Kühlschrank.

»Dann ist heute Freitag?«

»Nein, Sonntag. Also, fast vier Tage.«

Oh Mann, das hieß, ich war Donnerstag und Freitag nicht in der Schule gewesen. Genau da, wo man sich seine Tutoren für die Abiturprüfungen aussuchen sollte, die einen bis zur Prüfung begleiteten. Nun würden nur noch die unbrauchbaren Lehrer Kapazitäten haben. So ein Mist. Aber wirklich beunruhigend war, ich konnte mich an die letzten Tage überhaupt nicht erinnern. Ich musste vollkommen weggetreten sein.

Aus dem Kühlschrank strömte mir der Geruch von Essen in die Nase. Roquefort, Steinpilze, Serrano-Schinken ... lauter edle Sachen, für die Gregor viel Geld ausgab.

»Soll ich Eier mit Speck braten oder im Kühlfach sind noch ...«

Ich drängte mich an Delia vorbei, zog mir eine ganze Wildschweinsalami aus dem mittleren Fach und begann sie zu essen, als wäre es eine Salzstange. »... Steaks«, beendete Delia ihren Satz und sah mich ungläubig an. »Beides«, sagte ich und kaute weiter.

»Kira, komm, hör auf, davon wird dir doch nur schlecht. Sonst isst du höchstens ein dünnes Scheibchen, einmal im Monat.« Sie wollte mir die Salami abnehmen, aber ich aß unbeirrt weiter, als hätte ich meine Leibspeise entdeckt.

Als die Salami alle war, hatte ich nicht das Gefühl, sie gegessen zu haben. Ebenso gut hätte ich sie in einen Hausflur werfen können, so leer fühlte ich mich immer noch. Ich wollte essen, einfach nur essen. Nachdenken konnte ich danach noch.

Während wir am Tisch saßen und ich vier Brötchen, vier Rühreier mit Speck und zwei Steaks in mich hineinschlang, startete Delia mich an und fummelte nervös an ihrer Packung Slimlines herum. Kein Wunder, ich aß für die ganze Familie und eigentlich hätte mir wirklich furchtbar schlecht werden müssen. Aber mir wurde nicht schlecht. Das viele Essen tat gut, als hätte ich es schon lange nötig gehabt. Am besten wäre jetzt noch ein Nachtsch, rote Grütze oder so was, aber das würde Delia garantiert nicht akzeptieren. Also beschloss ich, mich später noch mal in die Küche zu schleichen, wenn Delia im Wintergarten Yoga machte und Gregor im Arbeitszimmer Zeitung las. Ich wollte sie wirklich nicht noch mehr beunruhigen. Das hatte ich in den letzten drei Tagen sicher schon genug getan. Ich stand auf und sagte Delia, dass ich oben erst mal duschen und mich dann noch ein bisschen hinlegen wollte. Ich würde meine Tür auflassen und einfach rufen, wenn ich irgendwas brauchen sollte. Delia schien damit halbwegs zufrieden.

Wenn ich wirklich drei Tage »off« gewesen war, dann wurde es höchste Zeit, wieder »on« zu gehen. Atropa wunderte sich sicher schon, dass sie tagelang nichts von mir hörte. Ich schnappte mir meinen Laptop und legte mich auf die Liegewiese unter der Dachschräge in meinem Zimmer. Atropa hatte mir auf Facebook jeden Tag eine Nachricht hinterlassen.

Dienstag: hi kira ...

Mittwoch: wo steckst du?

Donnerstag: bist du krank?

Freitag: okay, du bist krank ...

Samstag: kira?

Komischerweise war sie gerade mitten am Tag »off«. Das kam selten vor. Ich hinterließ ihr eine Nachricht, dass ich tatsächlich krank gewesen war und auf sie wartete.

Luisa hatte eine E-Mail geschrieben. Sie hatte mich bei guten Tutorials eingetragen. Was für ein Glück. Luisa war einfach unersetzlich. Gleichzeitig war sie total bescheuert. Sie hatte heimlich Fotos von Tim mit ihrem Handy gemacht und angehängt. Ich schaute mir die Fotos an, eine ganze Weile und mehrere Male. Ich stand noch unter dem Eindruck meiner so hässlich realen Albträume und war irgendwie froh, Tim gesund, munter und unbekümmert zu sehen. Die Träume rückten dadurch weiter weg und wurden wieder unwirklicher. Trotzdem schrieb ich an Luisa zurück, dass ich

a) morgen wieder in die Schule kommen würde

und b), dass sie Tim ja haben könne, wenn sie ihn so fotogen fände ...

Mein schwerer Magen und die gerade überstandene Fieberkrankheit legten eine bleierne Müdigkeit über mich und ich fiel in einen erholsamen Schlaf.

Als ich aufwachte, war es kurz vor Mitternacht. Delia musste hier gewesen sein. Sie hatte mir neues Wasser gebracht, zum Glück meine kleine Nachttischlampe brennen lassen und die Zimmertür nur angelehnt. Ich hatte immer noch Angst vor den Schatten, auch wenn mein Verstand sie inzwischen wieder unter Einbildung verbuchte. Mein Magen hatte alle Schwere verloren und knurrte schon wieder. Ich stand auf, stieg möglichst leise die Treppe hinunter und schlich mich durch die dunkle Küche zum Kühlschrank.

Unsere Wohnung mochte ich eigentlich nur, wenn es Nacht war, weil das orangefarbene Laternenlicht alles nicht mehr so riesig und kalt aussehen ließ. Die Möbel waren keine kantigen Designerstücke mehr, die Konturen wurden weicher, die Atmosphäre war nicht mehr schneidig, sondern ruhig. Beruhigend. Das Licht des Kühlschranks schnitt eine grelle Schneise in diese wohlige Atmosphäre, als ich ihn einen Spalt breit öffnete. Ich nahm mir die Familienpackung Tiramisu heraus und

schloss ihn leise. Ich stellte meine Beute auf der Bar ab, die den Küchenbereich vom Wohnbereich trennte, griff mir einen Esslöffel aus dem Besteckkasten, riss den Deckel auf und schob mir den ersten Löffel in den Mund. Als ich aufsaß, erschrak ich fast zu Tode. Am Fenster bewegte sich ein großer Schatten und kam langsam auf mich zu. Ich wollte schreien, aber dann konnte ich ihn identifizieren. Es war Gregor.

Ich drückte meine Hand auf die Brust, um mein Herzrasen wieder in den Griff zu bekommen. »Hast du mich erschreckt!«

»Wollte doch mal sehen, wo die guten Sachen aus dem Kühlschrank nachts so hinverschwinden!« Gregor schwang sich auf einen Barhocker mir gegenüber. Ich fühlte mich ertappt, obwohl ich gar nichts Verbotenes tat. »Hast du für mich auch einen Löffel?«

»Äh, klar«, brachte ich hervor und kramte übereifrig einen Dessertlöffel hervor.

»Ach, ich krieg nur so einen kleinen, ja?!« Er grinste. Ich grinste zurück, murmelte ein »Na, gut« und gab ihm auch einen Esslöffel. Mein Herz hatte sich wieder beruhigt. Ich war durch die letzten Erlebnisse einfach zu schreckhaft. Das durfte sich nicht einschleifen. Gregor schien jedenfalls gut drauf. Trotzdem war ich irritiert. Ich konnte mich nicht erinnern, wie lange es her war, dass Gregor sich abends gut gelaunt und einfach so zu mir setzte. Bestimmt war es nicht »einfach so«. Irgendwas musste er wollen. Vielleicht eine Predigt, wie sehr es jetzt auf das letzte Schuljahr ankam, dass mein Abschlusszeugnis die Weichen für mein ganzes zukünftiges Leben stellen würde. Er fingerte ein Feuerzeug aus seiner Hosentasche. Er hatte immer eins bei sich, obwohl er nicht rauchte, und zündete eine der Duftkerzen an. Ich schob das Tiramisu in die Mitte zwischen uns.

»Na, wieder am Ball?!«, fragte er und ich spürte, wie schwer es ihm fiel, einen gewissen Unterton herauszulassen. Wenn ER einfach mal drei Tage ausfallen würde! Menschen, die Erfolg haben wollten, konnten sich solche »Ferien« nicht leisten. Okay, es würde wohl eine Predigt über Fleiß, Disziplin, Wille und Erfolg werden.

»Klar«, sagte ich und häufte mir Tiramisu auf den Löffel. Ich hatte keine Lust auf die Predigt. Da half nur Flucht nach vorn und den Gegner mit den eigenen Waffen schlagen. Solche Strategien hatte ich mir inzwischen von Gregor abgeguckt.

Gregor setzte gerade an mit: »Kira, ich will dir sagen ...«

Ich unterbrach ihn: »Weißt du was? Ich habe mir was überlegt.« Gregor zog eine Augenbraue hoch. Wahrscheinlich, weil ich ihn noch nie unterbrochen hatte.

»Ich würde dich gern mal besuchen in der Firma.«

»So?« Er hielt einen mit Tiramisu gefüllten Löffel in der Hand, aber vergas, ihn zum Mund zu führen.

»Also, ich meine so richtig, einen ganzen Tag lang. Ich will verstehen, was du dort machst, wie das alles genauer funktioniert.«

Seine Miene wechselte von überrascht über erwartungsvoll, dass ich mich endlich von mir aus für seine Firma interessierte, bis zu Skepsis, dass das vielleicht etwas plötzlich kam. Sein Blick bekam etwas typisch Stechendes. »Damit du dem Grünschnabel aus deiner Schule den Kopf zurechtrücken kannst?!«

»Quatsch, nein ... es ist einfach ...!« Mein Vater grinste, sein Urteil stand bereits fest. Und blöderweise war es nicht falsch. Wenn man in die Enge getrieben wurde, half nur rundum offenes Zugeben. Es machte immer einen weitaus besseren Eindruck, als sich zu rechtfertigen. Plötzlich war man wieder unangreifbar. Das hatte ich mir auch von ihm abgeguckt. Also sagte ich: »Ja, warum denn nicht?!«, und lächelte breit. Gregor starrte mich einen Moment an. Es funktionierte. Dann lächelte er ebenfalls breit, erinnerte sich an den Löffel mit dem Tiramisu, schob ihn sich in den Mund und sagte schmatzend: »Jederzeit. Für unsere besten Leute haben wir immer ein offenes Ohr!«

Er kreuzte mit einem verschwörerischen Lächeln seinen Löffel mit meinem, als wollte er ein Duell eröffnen. Wir kämpften ein bisschen im Tiramisu. Solche Momente mit Gregor liebte ich.

»Ich wollte dir sagen, du bist nicht ernsthaft krank, ich bin mir si-

cher. Mach dir keine Sorgen. Schließlich bist du die Tochter von Gregor Wende! Mach dir einfach keine Sorgen, okay. Auch, wenn ...«

Ich versuchte, den Sinn von Gregors Worten zu erfassen. Obwohl er offensichtlich war, schien er irgendeinen tieferen Sinn zu verschleiern, einfach, weil diese Art Worte aus Gregors Mund ungewöhnlich waren. Bis auf den Satz, dass Kinder von Gregor Wende natürlich nicht ernsthaft krank wurden, passten sie nicht zu ihm. Das Wort »Sorgen« musste er kurz vorher in einem Wörterbuch nachgeschlagen haben.

Plötzlich ging das Deckenlicht an und Delia stand in der Tür.

»Was ist denn hier los?«

»Na, das siehst du doch. Wir haben etwas auszufechten. Willst du auch einen Löffel?«

Gregors Tonfall klang leicht gereizt. Es war nicht zu überhören, dass er auf diese Unterbrechung überhaupt keine Lust hatte, genauso wenig wie ich. Natürlich wollte Delia keinen Löffel und Gregor wusste es. Sie war eigentlich immer auf Diät. Und Verständnis für unkonventionelle Verhaltensweisen hatte meine Mutter leider überhaupt nicht. Sie besaß keinen Humor. Gregor sagte, darüber müsse man hinwegsehen. Das sei bei allen besonders schönen Frauen so. Man konnte eben nur das eine haben oder das andere. Ihm fiel natürlich nicht auf, dass er mich damit zu den »nicht besonders schönen Frauen« zählte. Es gab mir einen Stich, obwohl es ja stimmte.

Meine Mutter nahm uns wie selbstverständlich die Esslöffel aus den Händen. »Ich habe noch mal mit Dr. Pötsch telefoniert, Kira. Auch wenn es dir plötzlich wieder gut geht, sollst du morgen noch nicht in die Schule, sondern zu einem Internisten. Deine Symptome können auf etwas Ernstes hindeuten. Er hat mir einen empfohlen, Herrn Dr. Neuhaus, den Chefarzt der Inneren Abteilung im Klinikum Lichtenberg.«

Delia stellte uns zwei Schüsseln hin, schnitt jedem eine ordentliche viereckige Portion Tiramisu ab und legte Dessertlöffel daneben.

Morgen nicht zur Schule? Aber ich WOLLTE zur Schule. Ich brann-

te darauf, Tim zu sehen, auch wenn mir jedes Mal schwindlig wurde bei dem Gedanken.

»Ich MUSS aber zur Schule. Ich habe Abi-Vorbereitungen und schon viel zu viel verpasst!« Das »ordentliche« Tiramisu rührte ich nicht mehr an. Gregor auch nicht.

»Kira hat recht. Sie kann auch noch nachmittags ins Krankenhaus fahren, falls das überhaupt nötig sein sollte«, sagte er.

»Aber sie war krank! Sie muss schlafen, sich erholen!«, warf Delia entrüstet ein. Gregor winkte ab. »Für ein Model ist das vielleicht wichtig, aber eine zukünftige Anwältin muss lernen, was auszuhalten. Da kommt es nicht auf den Schönheitsschlaf an, sondern auf Zähigkeit ... Wenn sie was hat, wird ihr die Krankheit inzwischen nicht weglaufen.«

Gerade hatte ich mich noch gewundert, dass Gregor wegen meiner Grippe so einen tröstlichen Ton anschluss und es ihm wichtig war, mir zu sagen, ich sollte mich nicht deswegen sorgen. Aber jetzt schien doch ganz klar, woher der Wind wehte. Wahrscheinlich war es nur der gemütlichen Stimmung von vorhin zuzuschreiben, dass er versucht hatte, diplomatisch zu sein. In Wirklichkeit wollte er nur, dass ich jetzt nicht schlapp machte. Dass ich funktionierte. Dass ich nicht krank zu sein hatte. Ich hasste ihn dafür. Trotzdem wollte ich im Zweifelsfall lieber so stark sein wie er, und nicht so ein Püppchen wie Delia.

»Ha, du hast ja keine Ahnung vom Modelberuf«, empörte sie sich. »Kira geht Montag zum Arzt und ab Dienstag in die Schule ... wenn überhaupt! Punkt. Wenn sie krank ist, wird sie ihr Abitur sowieso nicht schaffen.«

Der schöne Moment mit Gregor war verdorben. Durch Delia und durch Gregor selbst. Gregor wollte, dass ich zu dem wurde, was er sich vorstellte. Und Delia ließ mal wieder durchblicken, dass sie es insgeheim gar nicht so schlimm fand, wenn ich das Abitur nicht schaffte. Schließlich hatte sie auch keins und deshalb Komplexe. In mir stieg Wut auf. Sie waren beide egoistisch und bekloppt. Ich hob die Schüssel mit dem Tiramisu in die Höhe, hielt sie fest in beiden Händen und

dann feuerte ich sie mit einer ungeahnten Wucht gegen die Glastür zur Terrasse. Die Tür hielt stand, aber das Steingut zerbrach und Sahne mit Schokokrümeln verklebte die Scheibe.

»Gute Nacht«, sagte ich ruhig, als wäre nichts geschehen, wandte mich zur Tür und ging gemäßigten Schrittes die Treppe hinauf zu meinem Zimmer, selber leicht unter Schock stehend, dass ich so ausrasten konnte. Erstaunlicherweise folgte mir keiner. Sonst waren beide immer auf mich losgegangen, wenn ich etwas angestellt hatte, Gregor lautstark voran, Delia schweigend hinterher, aber hundert Prozent auf seiner Seite. Jetzt brüllte Gregor mir nicht mal nach. Wahrscheinlich war mein Auftritt so krass, dass sie selber erst mal geschockt waren. Oben angekommen, schloss ich die Tür hinter mir, drehte den Schlüssel herum und lauschte. Gregor brüllte jetzt Delia an. Mir war es recht.

Ich setzte mich vor meinen Laptop und hoffte, dass jemand »da« war. Atropa war »on«. Endlich. Sie amüsierte sich darüber, wie ich es meinen Eltern gezeigt hatte. Sie fand es okay, dass ich endlich mal so richtig ausgerastet sei. Das sei gesund und schon lange mal überfällig gewesen. Abgesehen davon gäbe es schlimmere Eltern. Ich sollte mich nicht so ärgern. Ich fragte sie, wo sie den ganzen Tag abgeblieben war? Etwa auch krank? Aber sie wich wie immer aus, sagte nur, der Rechner sei nicht mit ihr verwachsen, auch wenn das manchmal den Eindruck mache. Sie hatte Termine. Mir fiel auf, dass Atropa in den letzten vier Jahren, seit wir chatteten, noch nie im Urlaub gewesen war. Aber ich bohrte nicht weiter nach. Es machte keinen Sinn über Atropas Leben nachzugrübeln. Am Ende kam ich immer wieder auf das selbe Ergebnis: Es gab eben Leute, die es genossen, dass sie eine Beziehung zu jemandem hatten, der sonst nichts mit ihrem Leben zu tun hatte und darüber auch so wenig wie möglich wusste. So war das wohl bei Atropa. Atropa wollte jedes Detail über den Verlauf meines Dreitagefiebers wissen. Es interessierte sie brennend, als hätte ich ein ungewöhnliches Erlebnis gehabt.

Atropa: du musst mir genau sagen, was du hattest

Kira: nichts wirklich schlimmes, dreitagefieber

Atropa: wie hoch?

Kira: hoch, glaube ich, ich kann mich an nichts erinnern ... außer blöde träume

Atropa: was für träume?

Kira: okay, ich geb's zu ... von tim

Atropa: was genau?

Kira: willst du details? ;)

Atropa: hat dich was in die tiefe gezogen ...?

Kira: äh, ja

Atropa: hast du fressattacken ...?

Kira: oh gott, ja ...

Atropa: fleisch?

Kira: mann, atropa, sag mir endlich, was los ist

Atropa: hast du licht an?

Kira: deckenlicht, wenn du es genau wissen willst

Atropa: ok, je heller, desto besser. tür ist offen?

Kira: nee, abgeschlossen, damit delia und gregor mich nicht nerven

Atropa: kira, schließ bitte sofort wieder auf, SOFORT, hörst du? wenn was ist, müssen sie zu dir reinkönnen

Kira: wieso ... was soll denn sein? mir geht's gut!

Atropa: MACH!!

Atropa jagte mir Angst ein. Warum glaubte sie, dass die Schatten keine Einbildung waren? Die Angst kroch in meinen Nacken und ich spürte, wie sich mir die Haare aufstellten. Aber in meinem Zimmer war alles in bester Ordnung. Ich schloss meine Tür auf. Von unten war nur noch Gemurmel zu hören. Wahrscheinlich saßen meine Eltern auf dem Sofa.

Dann ging ich zurück zum Laptop und tippte:

Kira: hör jetzt endlich auf mit der geheimniskrämerei, ich halte es nicht mehr aus, du machst mir angst! ich schalte sonst meinen account ab

Atropa: wir MÜSSEN uns sehen!

WOW. Für einen Moment war ich total perplex. Atropa erzählte nie etwas von sich, wick immer aus, schickte nicht mal ein Foto. Und jetzt wollte sie mich treffen??? Außerdem hatte sie am Anfang erwähnt, dass sie in Kapstadt lebte, sodass das Thema Treffen sowieso vom Tisch war.

Kira: bist du etwa in berlin???

Atropa: kennst du den alten bunker im humboldthain?

Kira: den am bahnhof gesundbrunnen?

Atropa: genau. in der nähe vom parkeingang ist eine eisentür. mit etwas kraft kriegst du die auf. nimm eine taschenlampe mit und geh so tief hinein, wie es nur geht. du musst dich dort nicht fürchten. es ist ein paar meter stockfinster, aber dann kommt eine biegun und eine leiter nach unten, da wird es heller, dann noch ein paar meter und du kommst in eine höhle mit einem see und ein wärterhäuschen

Kira: ja, aber ... können wir uns nicht woanders

Atropa: NEIN. komm morgen dorthin, hörst du? und sag niemandem was davon. das ist sehr wichtig

Kira: ich muss zum arzt

Atropa: zu wackelkopf-pötsch?

Kira: nein, zu einem internisten im krankenhaus

Atropa: in lichtenberg

Verdammt noch mal, woher konnte Atropa das denn wissen?!

Atropa: geh da auf keinen fall hin!

Kira: nur, wenn du mir endlich sagst, was los ist!

Atropa: morgen! ich sag dir alles morgen. du
MUSST kommen, hörst du. ALLEIN

Kira: ich weiß nicht

Atropa: du musst mir vertrauen. Es ist deine einzige chance

Und dann war Atropa, wie so oft, schlagartig »off«. Meine Hände zitterten. In meinem Kopf machte sich eine fürchterliche Leere breit, während sich meine Gedanken gleichzeitig überschlugen. Was hatte das alles zu bedeuten? Einzig, dass sie es nicht für nötig hielt, mich bei einem Arzt vorzustellen, beruhigte mich. Dafür war alles andere umso unheimlicher. Ich sollte eine wildfremde Person, die darauf bestand, dass ich allein kam und niemandem davon erzählte, in der tief abgelegenen Kanalisation von Berlin treffen? Das tat man doch nur, wenn man lebensmüde war. Gleichzeitig konnte ich mir nicht vorstellen, dass Atropa etwas Übles mit mir vorhatte. Wir kannten uns doch so gut. Ich vertraute ihr alles an. Ja, ich vertraute ihr ... Obwohl ich sie doch gar nicht kannte! Dann hörte ich Delia die Treppe heraufkommen. Ich tat so, als ob ich bereits schlief. Eine Diskussion wegen des Tiramisus konnte ich jetzt wirklich nicht auch noch gebrauchen. Delia stand einen Moment ratlos in meinem Zimmer. Dann machte sie das Licht aus und ging. Ich wartete eine Minute und knipste das Licht wieder an.